



Linguistik-Server Essen

Katharina Lökenhoff:

W.v. Humboldts Sprachphilosophie als Grundlage einer Lautbetrachtung

Die Sprache als "Arbeit des Geistes, den articulierten Laut zum Ausdruck des Gedanken fähig zu machen"

© Redaktion LINSE (Linguistik-Server Essen)

Universität GH Essen, Fachbereich 3, FuB 6

Universitätsstraße 12, D-45117 Essen | <http://www.linse.uni-essen.de>

Alle Rechte vorbehalten. Vervielfältigung, Übersetzung, Mikroverfilmung und die
Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen ist nur mit ausdrückli-
cher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Inhalt

VORBEMERKUNG	2
I EINLEITUNG	4
I.1. "MEAD- THEORIEN" CONTRA " CHOMSKY-THEORIEN".....	4
I.2. WILHELM V. HUMBOLDTS SPRACHPHILOSOPHIE INNERHALB DER LINGUISTIK.....	6
II . DIE METHODE	8
II.1. DAS "ANTHROPOLOGIE-KONZEPT"	8
II. 2. KANT UND GOETHE.....	8
II. 3. HUMBOLDTS METHODEN-IDEE IM "GESCHICHTSCHREIBER"	11
III. DIE INDIVIDUALITÄT DER LAUTE	14
III.1. DIE LAUTE ALS UNTERSUCHUNGSGEGENSTAND.....	14
III.2. ZUR "ARBITRARITÄTS- UND MOTIVATIONS"-DISKUSSION	15
III. 3 PHONOLOGIE UND PHONETIK	18
III. 4 WILHELM V. HUMBOLDT ZU DEN LAUTEN.....	21
III. 5. ANSATZ EINER "ANTHROPOLOGISCHEN"LAUTBETRACHTUNG	23
III.6. DIE LAUTSYMBOLIK INNERHALB DER SPRACHPSYCHOLOGIE.....	30
IV. RESÜMEE	41
IV. 1. STELLUNGNAHME ZUM METHODENANSATZ VON MOLL IM VERGLEICH ZUR "ETYMOLOGISCHEN RASEREI" IM KRATYLOS.....	41
IV. 2. SUBJEKT UND OBJEKT.....	43
IV. 3. SPRACHWISSENSCHAFTLICHE METHODE ALS KÜNSTLERISCHE METHODE	44
IV. 4. AUSBLICK.....	46
LITERATUR	48

"Denn der Mensch kommt nicht nach Art eines reinen Geistes in die Welt, der den fertigen Gedanken nur mit Tönen umkleidet, sondern als ein tönendes Erdengeschöpf, aus dessen Tönen sich aber, nach ihrer wundervollen Natur, durch ein in ihrem scheinbar zufälligen Gewirr ruhendes System alles Grosse, Reine und Geistige entwickelt."

W.v. Humboldt ¹

Vorbemerkung

Wilhelm v. Humboldt charakterisiert die Sprache als "die sich ewig wiederholende Arbeit des Geistes, den articulirten Laut zum Ausdruck des Gedanken fähig zu machen".²

Die heutige Sprachwissenschaft spricht nicht mehr von "Lauten" , sondern von "Phonemen", als kleinsten segmentierbaren Einheit der Sprache mit bedeutungsunterscheidender, aber ohne bedeutungstragende Funktion.

Diese Definition entspricht der Auffassung von der Sprache als Informationsmittel, zur Mitteilung des intellektuell, logisch Erkannten. Eine sinnvolle Verbindung zwischen Idee bzw. dem Bedeuteten und dem Wortlaut als Bedeutendem wird ausgeschlossen oder ignoriert. Die Lautgestaltung selbst wird nicht erlebt, und das Wort interessiert ausschließlich als Bedeutendes.

Ich möchte in der vorliegenden Arbeit versuchen, mich den Lauten in einer anderen Weise anzunähern und damit einige Aspekte herauszuarbeiten, die den Laut zum "Ausdruck des Gedanken fähig" machen.

Zunächst werde ich einleitend auf die These Ludwig Jägers eingehen, der die linguistische Fachgeschichte als einen Theoriekonflikt zwischen "strukturorientierten" und "funktionsorientierten" Sprachtheorien bzw. zwischen "Chomsky-" und "Mead-Theorien" charakterisiert. Jäger definiert die Entwicklung innerhalb der Linguistik weiter als eine sich wiederholende Verdrängung von "Mead-Theorien" durch "Chomsky-Theorien". Diese Theoriegeschichte interessiert hier vor allem, weil mit der Betonung sogenannter "Chomsky-Theorien" auch die Auffassung über die Laute ausschlaggebend mitbestimmt wurde. Diese charakterisiert Jäger als " Signifikanten - Reduktion", d. h. der Lehre, daß die Signifikanten nur der prinzipiell nachträglichen Repräsentation sprachunabhängiger Erkenntnisinhalte der Signifikate dienen. Im Weiteren frage ich nach der Bedeutung W. v. Humboldts innerhalb dieser Entwick-

¹ Humboldt, W.v.: Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaus. S.154

² Humboldt,W.v.: Entwicklung des Menschengeschlechts. S. 418f.

lung und stelle die These auf, daß auch die heute gelehrte Definition der Phoneme aus einer teilweisen Umdeutung der Sprachauffassung Humboldts und der Negation der daraus entwickelten Methode der Sprachbetrachtung resultiert.

Nachdem ich Humboldts sprachphilosophische Grundideen und erkenntnistheoretische Position im Zusammenhang mit Kant und Goethe einfürend skizziert habe, werde ich diese Methode vor allem auf der Grundlage von Humboldts Rede "Ueber die Aufgabe des Geschichtschreibers" darstellen und dabei die weitere These aufstellen, daß Humboldt, geprägt durch die Philosophie Kants, eine eher durch Goethe geprägte Idee der Forschungsmethode entwickelt.

Diese Methode möchte ich dann im Folgenden in einer Untersuchung einzelner Laute anzuwenden versuchen und in diesem Zusammenhang den Methodenansatz von Ernst Moll darstellen. Die Analyse des Sprachpsychologen Suitbert Ertel soll anschließend zeigen, daß diese Forschungsergebnisse statistisch überprüfbar sind.

Zuvor werde ich jedoch die Betrachtung durch eine Darstellung der "Arbitraritäts- oder Motiviertheits"- Diskussion vorbereiten und die Laute als Untersuchungsgegenstand durch einige Stellungnahmen Humboldts rechtfertigen bzw. begründen.

Die Untersuchungsergebnisse führen zu dem Resümee, daß eine sprachwissenschaftliche Methode auch eine künstlerische Methode sein kann, wenn die Sprache im Sinne Humboldts als Schöpfung und die Sprache selbst als schöpferisch angesehen wird.

I Einleitung

I.1. "Mead-Theorien" contra "Chomsky-Theorien"

Innerhalb der Debatte um die Definition des Erkenntnisobjektes der Linguistik charakterisiert Ludwig Jäger³ die sprachwissenschaftliche Fachgeschichte als einen Theoriekonflikt zwischen Chomsky-Theorien und Mead-Theorien. Seit der Problematisierung der Sprache als autonomes wissenschaftliches Untersuchungsfeld zeigen nach Jäger die Versuche, was Sprache eigentlich ist, vor allem zwei gegensätzliche Ansätze.

Strukturorientierte Sprachtheorien auf der einen Seite sehen keinen systematischen Zusammenhang zwischen Struktur und Funktion der Sprache. Hier nennt Jäger z.B. die Substanz-Abwertung des linguistischen Strukturalismus, charakterisiert diese Art aber vor allem als Chomsky-Theorien. Funktionsorientierte Sprachtheorien auf der anderen Seite zeigen einen systematischen Zusammenhang zwischen Struktur und Funktion der Sprache auf, wie z. B. bei Humboldt, Hegel, Saussure und Mead (S. 78). Chomsky-Theorien sehen nach Jäger also keinen konstitutiven Zusammenhang zwischen der Struktur, dem kognitiven System und der funktionalen, kommunikativen Anwendung. Außerdem wird auch der konstitutive Zusammenhang zwischen Genese von Subjekt, Geist, Bewußtsein und Sprache als zeichenförmiges Entäußerungssystem negiert. Demgegenüber definieren die "Mead-Theorien" "Sprache als ein wesentlich auf Kommunikation ausgerichtetes System". Subjekt, Geist und Bewußtsein werden hier zu Entitäten, die sich nur über zeichenförmige Entäußerungshandlungen konstituieren.

Jäger beschreibt im weiteren die linguistische Fachgeschichte in ihrem Mainstream als Geschichte einer sich wiederholenden Verdrängung von Mead-Theorien durch Chomsky-Theorien (S. 79).

Grundlegende Fragen der "funktionsorientierten Sprachtheorien" wie z.B. die Frage Hamanns, "wie das Vermögen zu denken möglich sey", werden immer wieder durch die "strukturorientierte" Auffassung von Sprache als "strukturalistisch verschlanktes Erkenntnisobjekt" übertönt (S.80). Die Versuche der Klärung des Verhältnisses zwischen dem Erkenntnisvermögen unserer Seele und dem Bezeichnungsvermögen des Leibes stehen einer immer wieder dominierenden Auffassung von Sprache als ausschließlich kognitivem System gegenüber, das hier keiner leiblichen, zeichenhaften Prozessierung bedarf. Diese Auffassung inauguriert implizit oder explizit stets die Tilgung der Kategorie des intentionalen Subjekts (wie z.B. im Strukturalismus). Gleichzeitig ist diese Auffassung durch eine spezifische Signifikanten-Reduktion

³Jäger, Ludwig: "Language, what ever that may be." In: Zeitschrift für Sprachwissenschaft. 12,1 (1993),. S.77-106

charakterisiert, die hier nur noch der prinzipiell nachträglichen Repräsentation sprachunabhängiger Erkenntnisinhalte der Signifikate dienen (S.81).

Interessanterweise sieht Jäger den Beginn dieses Prozesses in der "Neutralisierung des grandiosen linguistisch-philosophischen Unternehmens Humboldts" (S.84). Jäger weist darauf hin, daß schon 1833 die zunächst positive Wirkungsgeschichte der Untersuchungen Humboldts durch die vergleichende Grammatik Bopps unterbrochen wird, die auf dem "Boden einer naturwissenschaftlich orientierten Methodologie und eines national eingeschränkten Erkenntnisgegenstandes" vor allem erkenntnistheoretisch den Zusammenhang zwischen Denken und Sprache tilgt. Den frühromantisch geprägten Organismus-Begriff bei Humboldt ersetzt Bopp durch einen biologisch motivierten Organismus-Begriff. Besonders auch die für Humboldt so wichtige Idee der Individualität wird in diesem Zusammenhang negiert. Dagegen erwächst aus dieser Umdeutung der Rolle Humboldts innerhalb der Fachgeschichte das Klischee von Humboldt als einem Repräsentanten eines überholt philosophischen Anfangs der Fachgeschichte, die sich dann fortsetzte durch eine Abkehr vom "abstrakt-spekulativen Denken und einer Hinwendung zum konkret Machbaren" (Albrecht 1988:12, zitiert nach Jäger 1993, S.87). Dieses Fehltril von einer empiriefernen Sprachphilosophie wird allein schon durch Humboldts Kawi-Werk widerlegt. Doch diese Einschätzung ist, wie Jäger hervorhebt, typisch für die Art der Verdrängung der "Mead-Theorien" durch "Chomsky-Theorien", meines Erachtens aber auch charakteristisch für ein Fehltril gegenüber romantisch orientierter Wissenschaftsmethodik (S.87).

"Paradoxerweise zu einem Zeitpunkt, zu dem in Philosophie, Erkenntnistheorie und Sozialwissenschaften allenthalben von 'linguistic turn' die Rede ist, scheint die Linguistik selbst in disziplinärer Auflösung begriffen zu sein" (S.90).

Gegen diese Tendenz fordert Ludwig Jäger die Wiedereinbeziehung der Paradigmen der "Mead-Theorien":

- "die Idee des sich in einer sozialen Bildungsgeschichte entfaltenden Individuums gegen die Reduktion des Sprach-Subjektes auf seine Gattungssubjektivität,"

- "die Dimension des Dialogischen, der Individualität von Rede und Verstehen, gegen die Auflösung des Verstehens in der bruchlosen Intersubjektivität des Verständigtseins."

- "den Mythos der strukturalistischen Trennung von strukturem Kern und funktionaler Peripherie der Sprache zu destruieren und die Ausbürgerung der ästhetischen, der medialen und der kommunikativen Sprachdimensionen rückgängig zu machen." (S.98-99)

Ich möchte im Folgenden versuchen, einige methodische Ansätze bei Humboldt aufzugreifen, um dieser Forderung nach Wiedereinbeziehung der "Mead-Paradigmen"

Folge zu leisten. Das Beispiel einer eher künstlerischen Lautbetrachtung setze ich dabei bewußt der Tendenz der Signifikanten-Reduktion entgegen.

I.2. Wilhelm v. Humboldts Sprachphilosophie innerhalb der Linguistik

Die an die Schrift von Ludwig Jäger anschließende Diskussion⁴ bezieht sich zentral auf die Rolle Humboldts innerhalb der Linguistik. Dessen Position scheint für die Entwicklung der Sprachwissenschaft entscheidend zu sein. Die Grundthesen seiner Sprachphilosophie seien hier kurz skizziert.

Humboldt geht zunächst von einer grundlegenden Abhängigkeit von Gedanke und Wort aus. Er sieht in der Sprache nicht nur ein Mittel. Sie trägt vielmehr den Zweck in sich. In seiner ersten Akademierede "Ueber das vergleichende Sprachstudium in Beziehung auf die verschiedenen Epochen der Sprachentwicklung" wendet sich Humboldt daher einleitend gegen die Leibnizsche Auffassung, die den Sprachvergleich als zweckgebunden definiert⁵. Ausgangspunkt seiner Sprachstudien ist die Einsicht in die Unzulänglichkeit der gegenständlichen Sprachbetrachtung. Er sieht Sprache eben nicht ausschließlich als Verständigungsmittel. Besonders aber interessiert Humboldt auf der Grundlage seines "Anthropologie-Konzepts" (vgl. Kap. II.1.) der "Antheil der Sprache an der Bildung der Vorstellungen."⁶

Die Sprachentwicklung steht bei Humboldt im direkten Zusammenhang mit der Menschheitsentwicklung, "da die Sprache dem Menschen immer ganz, nie stückweise beiwohnt, [...] durch deren Geist [der Ideen einer Nation] sie gebildet ist, und auf die sie wiederum bildend zurückgewirkt hat."⁷

Humboldt definiert Sprache als genetischen Prozeß, d.h. aus dem lebendigen Gebrauch der Rede erzeugt sich die Sprache.

Charakteristisch für Humboldt ist die Frage nach den wirkenden Kräften:⁸

Die Sprache "besitzt eine sich uns sichtbar offenbarende, wenn auch in ihrem Wesen unerklärliche, Selbstthätigkeit, und ist, von dieser Seite betrachtet, kein Erzeugniss der Thätigkeit, sondern eine unwillkürliche Emanation des Geistes, nicht ein Werk der Nationen, sondern eine ihnen durch ihr inneres Geschick zufallende Gabe".⁹

Die Sprache ist bei Humboldt daher "kein Werk (Ergon), sondern eine Thätigkeit (Energeia)".¹⁰ Sie ist Bedingung der Möglichkeit der Entdeckung von Unbekanntem

⁴ Vgl. z.B. Bierwisch, 1993 und Schnelle, 1994

⁵ Vgl. Leibniz: De originibus gentium ductis potissimum ex indicio linguarum. Berlin 1710

⁶ Humboldt, W.v.: Ueber die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaus. S. 153

⁷ Humboldt, W.v.: Ueber das Entstehen der grammatischen Formen, S.54

⁸ Vgl. Borsche 1990. S. 137

⁹ Humboldt, W.v.: Entwicklung des Menschengeschlechts. S. 386

¹⁰ ebd. S.418

und Grundlage jeder individueller Erkenntnis. Als solche ist Sprache auch zugrundeliegende Einheit der Polaritäten Subjekt und Objekt (vgl. auch Kap. III.5.)

"Die Sprache stellt offenbar unsere ganze geistige Tätigkeit subjektiv (nach der Art unseres Verfahrens) dar, aber sie erzeugt auch zugleich die Gegenstände, insofern sie Objekte unseres Denkens sind." ¹¹

Sprache zeigt sich auf dieser Grundlage in den Sprachen nicht nur als "eine Verschiedenheit von Schällen und Zeichen, sondern eine Verschiedenheit der Weltansichten selbst". ¹²

Die Sprache ist bei Humboldt nicht bloß Bezeichnung an sich schon wahrgenommener Gegenstände, sondern da "ohne diese [die Sprache] kein Begriff möglich ist, so kann es für die Seele auch kein Gegenstand seyn, da selbst jeder äußere nur vermittelt des Begriffes für sie vollendete Wesenheit erhält". ¹³ Humboldt definiert Sprache also als "eine eigenthümliche Form der Erzeugung und Mittheilung von Ideen." ¹⁴

Innerhalb der Linguistik gilt diese Sprachauffassung als Wendepunkt vom klassischen zum modernen Sprachparadigma. Heute wird Humboldt vor allem als Vorbereiter des Pragmatismus gesehen, der eine empirische Bestätigung in den Arbeiten B.L. Whorfs (im Anschluß an E. Sapir) zu finden schien. Whorfs "linguistisches Relativitätsprinzip" und die sogenannte Sapir-Whorf-Hypothese, derzufolge die Sprachen Denken und Wahrnehmung ihrer jeweiligen Sprecher beeinflussen oder gar determinieren, wird in Verbindung gesetzt mit Humboldts Auffassung von Sprache als "Weltansicht", die sich jedoch als sehr viel differenzierter als die Variante Whorfs erweist. ¹⁵

Mich interessiert hier primär Humboldts Interpretation des Verhältnisses von Materie und Geist, Form und Inhalt, die er in der Tradition Herders, der Sprache gleichermaßen als Form und Inhalt des Gedankens definierte, als sich gleichermaßen konstituierend interpretiert.

¹¹zitiert nach Borsche 1990. S. 142

¹²zitiert nach Trabant 1990. S.27

¹³Humboldt, W.v.: Natur. S.95

¹⁴Humboldt, W.v. Geschichtsschreiber. S.50

¹⁵Braun, Edmund (Hrsg.): Der Paradigmenwechsel in der Sprachphilosophie. S. 28

II . Die Methode

II.1. Das "Anthropologie-Konzept"

Humboldts Auffassung von der polaren, jedoch unmittelbar einander bedingenden Struktur des Verhältnisses von Form und Inhalt führt zu seinem "Plan einer vergleichenden Anthropologie" (1797).¹⁶ Sein Ziel ist es, alle Erscheinungen des menschlichen Geistes in ihren empirischen Erscheinungsformen zu untersuchen. D.h., alle Forschungsarbeiten richten sich auf den Untersuchungsgegenstand als wahrnehmbaren Ausdruck eines zu ihm anregenden Geistes.

"Das Empirisch-Historische ist im Sinne jenes `Zugleich´, das so charakteristisch für Humboldts Denken ist, mit dem Universellen zu vermählen".¹⁷

Die relevante Stofffülle ist demnach unendlich. Die verschiedenen Sprachen gehören selbstverständlich dazu, erhalten ihre exponierte Stellung jedoch erst durch Humboldts Feststellung der tiefgehenden Verschiedenheiten der Sprachen z. Z. seiner Begegnung mit dem Baskischen 1799 bis 1801. Erst als er den entscheidenden Zusammenhang zwischen menschlicher Denktätigkeit und Sprache entdeckt, wird sie als das zentral Menschliche zu seinem primären Forschungsgegenstand und damit zum Mittelpunkt seines Anthropologie-Konzepts.

Es ist jenes `Zugleich´, welches die Methode seiner Untersuchungen bestimmt.

II. 2. Kant und Goethe

Der anthropologische Ansatz ist geprägt durch die Zielsetzung Kants, sich in seiner Philosophie nicht dem Transzendentalen, sondern dem Empirischen zuzuwenden. Die Kantische Philosophie gilt so als "selbstverständliche[r] Bezugsrahmen" für das Denken bei Wilhelm v. Humboldt.¹⁸

Die Metaphysik ist hier nicht mehr die Wissenschaft vom Absoluten, sondern von den Grenzen menschlicher Vernunft. Seine Erkenntnistheorie wendet sich gegen alle Anmaßungen und Grenzüberschreitungen über das Erfahrbare hinaus. Einzige Grundlage der Erkenntnisse sind die auf Sinneswahrnehmung beruhenden Erfahrungen. Dabei zielt nach Kant aber die auf Erfahrung gegründete Erkenntnis nicht auf die Dinge an sich, sondern nur auf deren Erscheinungen.

Die Auseinandersetzung mit der Kantischen Ästhetik führt bei Humboldt zu der Klärung seiner Frage nach dem Verhältnis bzw. der Vermittlung von Verstand und Sinnlichkeit. So wird z. B. die "Kritik der Urteilskraft" zur Grundlage der Humboldtschen Definition des Schönen, das er nicht als eine objektive Eigenschaft von Gegenständen, sondern als subjektives Gefühl von Schönheit bestimmt.¹⁹

¹⁶ vgl. Borsche 1990, S. 120

¹⁷ Trabant 1990, S45

¹⁸ vgl. z.B Trabant 1994, S. 202

¹⁹ Vgl. Borsche 1990. S.123

Kant definiert das Erkennen als "Synthesis" eines von der Anschauung gegebenen Mannigfaltigen durch die Formen des Verstandes, wobei Sinnlichkeit und Verstand bzw. Rezeptivität und Spontaneität durch die Einbildungskraft verknüpft werden. Kant stellt die Frage, ob beide Pole "vielleicht aus einer gemeinschaftlichen, aber uns unbekanntem Wurzel entspringen"²⁰

In seinem 1795 im ersten Jahrgang von Schillers Horen erschienenen Aufsatz "Über den Geschlechtsunterschied" gibt Humboldt die Antwort auf die für Kant unbeantwortbare Frage: Die "Wurzel" von Sinnlichkeit und Verstand bestimmt er als die Sexualität, aus der jede schöpferische Neuerung entspringt als Versuch, die Grundpolaritäten des Lebens zu überwinden.²¹ Ist die Kraft zur Synthese bei Kant ein drittes Vermögen der Seele, so bleibt Humboldt ganz in seinem Bild: In dem "Vermählungsakt" von Spontaneität und Rezeptivität wird ein Neues gezeugt, "des `Kind´ ist der `Gedanke´, - das sich sodann in der weiblichen Empfänglichkeit weiter bildet, die schließlich erneut `männlich´, produktiv wird in dem materiellen Nach-Außen-Stellen und Objektivieren des ausgebildeten neuen Wesens, in der `Arbeit´ des Gebärens."²² Die Charakterisierung der Bedingungen der Möglichkeit der Erkenntnis führt bei Humboldt, im evidenten Unterschied zu Kant, zur Sprache: "Die Kantische Einbildungskraft, jene blinde und unentbehrliche Funktion unserer Seele, ist nämlich die Sprache, die gleichzeitig als `feinster und letzter Sprössling der Sinnlichkeit´ die höchste Sublimationsform der Sexualität darstellt."²³

Humboldt hielt seine Überlegungen zur Synthese für übereinstimmend mit der Kantischen Erkenntnistheorie. Doch schon in der Definition des "Schönen" entfernt sich Humboldt von Kant, wenn er z.B. schreibt: "Es muß meiner Überzeugung nach, nothwendig einen Weg geben, von der Bestimmung der Schönheit durch subjektive Merkmale zur Bestimmung derselben durch objektive.[...] Kant versucht es nicht einmal [...]"²⁴

Humboldt versucht eine objektive Bestimmung des subjektiven Gefühls der Schönheit: "Es ist also hier nicht Ausdruck, der absichtliches Streben etwa, das früher da ist, nachzubilden voraussetzt, es ist ein Zusammentreffen zweier von einander unabhängiger, einander nicht suchender sondern freiwillig beegnender Naturen. Es ist ...

²⁰ zitiert nach Trabant 1994. S.205

²¹ ebd. S.205

²² ebd. S.207

²³ Trabant 1994. S. 207 - Dies führt weiter zu der spezifischen Beziehung von Subjekt und Objekt, die unter III.5. thematisiert wird. Der Unterschied zwischen künstlerischer Einbildungskraft und Sprachsinn kann an dieser Stelle nicht weiter behandelt werden.

²⁴ In einem Brief an K.G. Brinkmann vom 28. März 1794, zitiert nach Borsche 1990. S.124

Ausdruck der Formen selbst, von welchen erst alle Begriffe und Ideen selbst ihr Daseyn erhalten" ²⁵.

Das Schöne erscheint als Augenblick der Erzeugung des Begriffs. Hier zeigt sich die Ästhetik zum einen als Voraussetzung der erkenntniskonzipierenden Sprachauffassung, zum anderen offenbaren die Formulierungen den Einfluß Goethes.

Mit Goethe und Schiller verband Humboldt über Jahrzehnte ein reger Briefverkehr, deren Inhalt größtenteils ästhetische Fragestellungen betraf.²⁶ Conrady geht auch davon aus, daß die entscheidenden Annäherungen zwischen Goethe und Schiller im Hause der Humboldts stattfanden.²⁷ Die grundsätzliche Übereinstimmung in kunsttheoretischen bzw. ästhetischen Fragestellungen zeigt sich auch darin, daß Wilhelm v. Humboldt und seine Frau Carolin unter den "vereinigten Kunstfreunden" waren, die um 1800 mit Meyer und Goethe die "Propyläen" herausgaben.²⁸

Vor allem der für Humboldt charakteristische Grundgedanke von der Idee als in den Erscheinungen Wirkendes steht im direkten Zusammenhang mit den Ausführungen Goethes zur Ästhetik.

Goethe beschreibt z.B. die ästhetische Wahrnehmung, die er "anschauende Urteilskraft" nennt, als einen Vorgang, in dem das erkennende Subjekt im sinnlichen Wahrnehmen gewahr wird, was die Gestalt schafft. Die Wahrnehmung entwickelt sich dabei streng an der Erscheinung und dadurch geleitet von der sie konstituierenden Idee. D. h., das Denken, das sich einem lebendigen Organismus zuwendet, um diesen zu erkennen, muß diesen annehmen als eine bestimmte Ausformung einer lebendigen Idee.²⁹

Diese ästhetische Methode der "anschauenden Urteilskraft" wird besonders deutlich in Goethes "Metamorphose der Pflanze", in der "Farbenlehre" und in seiner Symbolauffassung, die das Besondere definiert als das, in dem das Allgemeine vergegenwärtigt ist:

"Die Symbolik verwandelt die Erscheinung in Idee, die Idee in ein Bild, und so, daß die Idee im Bild immer unendlich wirksam und unerreichbar bleibt und, selbst in allen Sprachen ausgesprochen, doch unaussprechlich bliebe."

²⁵ zitiert nach Borsche 1990.S.126

²⁶ Der letzte Brief Goethes vom 17.3 1832 war z.B. an W.v. Humboldt adressiert, vgl. dazu Conrady 1978. S.127

²⁷ Conrady führt hier eine Tagebuchnotiz von Humboldt vom 22.7.1794 an: "Abends assen Schiller und Göthe bei uns", vgl. Conrady 1987. S. 192

²⁸ vgl. ebd. S.206

²⁹ vgl. Harlan 1992. S.96

"Es ist ein großer Unterschied, ob der Dichter zum Allgemeinen das Besondere sucht [Allegorie] oder im Besonderen das Allgemeine schaut.[...] Wer nun dieses Besondere lebendig faßt, erhält zugleich das Allgemeine mit".³⁰

Der skizzierte methodische Ansatz bei Goethe läßt sich bei Humboldt vor allem in "Ueber die Aufgabe des Geschichtschreibers" wiederfinden.

II. 3. Humboldts Methoden-Idee im "Geschichtschreiber"

In der am 12. April 1821 gelesenen Akademierede³¹ ist die Sprache nicht vorrangiges Thema der Ausführungen, sondern zunächst wird hier allgemein das Problem der geschichtlichen Forschung thematisiert. Die Sprache erscheint als geschichtliche Manifestation von Ideen, wobei sie als eine der "idealischen Formen" und ihre Wissenschaft als geschichtliche Forschung bestimmt werden. Hier interessiert diese Rede als "Discours de la me'thode".³²

Der Hinweis: "Das Geschäft des Geschichtschreibers in seiner letzten, aber einfachsten Auflösung ist Darstellung des Strebens einer Idee, Daseyn in der Wirklichkeit zu gewinnen"³³, macht die Rede zu einer auf die Sprachwissenschaft zu übertragenden, da Humboldt in der Kawi-Einleitung mit ähnlichen Worten das "Geschäft des Sprachforschers" beschreibt:

"Dies ist eine der Seiten, von welchen aus die allgemeine menschliche Geisteskraft in beständig thätige Wirksamkeit tritt. Anders ausgedrückt, erblickt man darin das Streben, der Idee der Sprachvollendung Daseyn in der Wirklichkeit zu gewinnen. Diesem Streben nachzugehen und dasselbe darzustellen, ist das Geschäft des Sprachforschers in seiner letzten, aber einfachen Auflösung."³⁴

Zunächst erscheint der Ansatz hier besonders durch Kant geprägt, wenn Humboldt sagt, daß dem Geschichtschreiber "kein Organ verliehen [sei], die Plane der Weltregierung unmittelbar zu erforschen" (S. 46) Dem menschlichen Erkennen scheinen deutliche Grenze gesetzt. Doch Humboldt fährt fort:

"die ausserhalb der Naturentwicklung liegende Leitung der Begebenheiten offenbart sich dennoch an ihnen selbst, durch Mittel, die, wenn gleich nicht selbst Gegenstände der Erscheinung, doch an solchen hängen, und an ihnen, wie unkörperliche Wesen, erkannt werden, die man aber nie wahrnimmt, wenn man nicht, hinaustretend aus dem Gebiet der Erscheinungen, im Geiste in dasjenige übergeht, aus dem sie ihre Abkunft haben." (S.46) Hier zeigt sich das erkenntnistheoretische Problem, daß die Überschreitung des Gebietes der Erscheinungen notwendig ist, um Erscheinungen

³⁰ zitiert nach Kurz, G. 1988

³¹ Humboldt, W.v.: Ueber die Aufgabe des Geschichtschreibers. In: Trabant 1994. S. 33-51

³² diese bezeichnung benutzt Caussat 1974:37, zitiert nach Trabant 1994. S. 240

³³ Humboldt, W.v.: Ueber die Aufgabe des Geschichtschreibers. In: Trabant 1994. S.51

³⁴ Humboldt, W.v.: Entwicklung des Menschengeschlechts. S. 391

erklären zu können. Die Idee erscheint als das die Erscheinung Konstituierende, das sich aber in der Form offenbart:

"mehr durch die Form, die an den Begebenheiten hängt, als durch sie selbst, den Sinn für die Behandlung der Wirklichkeit zu beleben, und zu läutern, zu verhindern, dass er nicht in das Gebiet blosser Ideen überschweife, und ihn doch durch Ideen zu regieren" (S.37).

Der Geschichtschreiber, und so auch der Sprachforscher, ist aufgerufen, wie auch bei dem goetheanischen Methodenansatz das Wirken der Idee in der Erscheinung herauszulesen:

"zwar nicht indem er hervorbringt, was nicht vorhanden ist, aber indem er aus eigener Kraft bildet, was er, wie es wirklich ist, nicht mit blosser Empfänglichkeit wahrnehmen konnte." (S.34)

Um dies zu erfüllen, arbeitet der Geschichtschreiber mit Phantasie, die die "Erfahrung und [...] [die] Ergründung der Welt [diese] unterordnet" und zu "Ahndungsvermögen und Verknüpfungsgabe" wird (S.34). Die Ideen sollen als Gesetze der Form erspürt werden. Dies kann auf zwei Wegen geschehen:

Einmal als "genaue, partheilose, kritische Ergründung des Geschehenen", von der anderen Seite als "Verbinden des Erforschten", als "Ahnden des durch jene Mittel nicht Erreichbaren" (S.35).

Das Geschäft des Geschichtschreibers und so auch das des Sprachforschers wird zu einer schöpferischen Tätigkeit, indem Humboldt in seiner Rede den Geschichtschreiber mit dem Dichter vergleicht. Die Ideen als Ursache der Erscheinung sind bei Humboldt gleichzeitig richtungsgebendes Prinzip und Krafterzeugung. In ihnen liegen also gleichermaßen Kraft und Ziel. Dabei kann die Idee nur erlebt werden, indem beständig an ihrer Vergegenwärtigung gearbeitet wird.

"Alle diese Dinge tragen die Natur des Gedankens an sich, der nur erhalten werden kann, indem er gedacht wird." (S.43)

Außerdem gilt, "dass in Allem, was geschieht, eine nicht unmittelbar wahrnehmbare Idee waltet, dass aber diese Idee nur an den Begebenheiten selbst erkannt werden kann." (S.51) Entscheidend ist hier, daß der Sinneswahrnehmung Erkenntnisfunktion zugesprochen wird. Der Forscher wird aufgerufen, den "Sinn für die Wirklichkeit" (S.36) zu schulen, indem er eine zwischen Tatsachen und Ideen vermittelnde Haltung einnimmt, die nicht an Fakten klebt, noch den "Begebenheiten ein Ziel" vorschreibt und dadurch "alle freie Ansicht des eigenthümlichen Wirkens der Kräfte" verfälscht (S. 42).

Gemäß der "Anschauenden Urteilskraft" bei Goethe formuliert auch Humboldt, daß es gilt, "auf dieser schmalen Mittelbahn aber dem Gemüth gegenwärtig zu erhalten, dass es kein andres erfolgreiches Eingreifen in den Drang der Begebenheiten giebt,

als mit hellem Blick das Wahre in der jedesmal herrschenden Ideenrichtung zu erkennen, und sich mit festem Sinn daran anzuschliessen" (S. 37).

Besonders auffällig goetheanisch erscheint mir die Formulierung, daß alles auf die "Assimilation der forschenden Kraft und des zu erforschenden Gegenstandes" ankomme (S.35). Eine andere Stelle erscheint wie eine Passage aus der Metamorphose der Pflanze, in der Goethe durch ein inneres Nachbilden der Pflanzenarten zu seiner Erkenntnis der Urpflanze, der Idee der Erscheinung kommt.³⁵

Humboldt beschreibt zwei Möglichkeiten der "Nachahmung der organischen Gestalt", einerseits "unmittelbares Nachbilden", andererseits "von innen heraus, durch vorhergängiges Studium der Art, wie die äusseren Umrisse aus dem Begriff und der Form des Ganzen entstehen [...], dann von der Einbildungskraft dergestalt aufs neue gebohren wird" (S.38).

Dies führt zu der grundlegenden erkenntnistheoretischen Frage nach den Bedingungen des Erkennens, die gleichermaßen an Goethe erinnert, wenn Humboldt sagt:

"Jedes Begreifen einer Sache setzt, als Bedingung seiner Möglichkeit, in dem Begreifenden schon ein Analogon des nachher wirklich Begreifenen voraus, eine vorhergängige, ursprüngliche Übereinstimmung zwischen dem Subjekt und Objekt."³⁶

Goethe gestaltet diese Formulierung eines hermeneutischen Zirkels zu einem Gedicht:

"Wär nicht das Auge sonnenhaft,
Wie könnten wir das Licht erblicken?
Läg' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
wie könnte uns Göttliches entzücken?"³⁷

³⁵ Ein genauerer Vergleich ist an dieser Stelle nicht möglich, vgl. aber Conrady 1987. S518f.; Harlan 1992. S.94-100 oder Goethes Sämtliche Werke, Bd.16, Leipzig o.J., S. 637 u.a.

³⁶ Humboldt, W.v.: Ueber die Aufgabe des Geschichtschreibers. In: Trabant (Hrsg.) 1994. S. 43

³⁷ Trunz, Erich (Hrsg.): Goethe Gedichte. München 1981. S. 367

III. Die Individualität der Laute

III.1. Die Laute als Untersuchungsgegenstand

Humboldt charakterisiert die "Sprache als das bildende Organ des Gedanken". Er definiert die Sprache als grundlegende Voraussetzung des Denkens und damit auch den konkreten Klang der Sprache, den Laut, als Grundlage menschlicher Gedankentätigkeit.

"Die unzertrennliche Verbindung des Gedanken, der Stimmwerkzeuge und des Gehörs zur Sprache liegt unabänderlich in der ursprünglichen, nicht weiter zu erklärenden Einrichtung der menschlichen Natur."³⁸

Auf der Grundlage der im "Geschichtschreiber" entwickelten Methode möchte ich versuchen, eine Art der Lautuntersuchung zu entwerfen, die es ermöglicht, in der Analyse einzelner Laute in Hinblick auf ihren individuellen Charakter gerade dieses "nicht weiter zu erklärende" Verhältnis näher zu bestimmen. Spricht Humboldt auch davon, daß die "Übereinstimmung des Lautes mit dem Gedanken [...] klar in die Augen [fällt]"³⁹, so bleibt doch die Frage nach der Art dieser Übereinstimmung.

Das Phänomen der Sprache als Grundlage der Ideenentwicklung⁴⁰ ist spontan nachvollziehbar an Beispielen aus der Metaphorik und Grammatik. Sagt der Deutsche z.B. "der Wind weht", so ist diese Formulierung prägend für sein Verhältnis zu der Naturerscheinung Wind, die er als handelndes Wesen, also personifiziert erlebt. Er sagt z.B. nicht "es bläst" oder "es windet" (vgl. "es regnet"), was ein viel distanzierteres Verhältnis inauguriert würde. Der Italiener, dem nachgesagt wird, sehr spontan und intensiv in seinen Gefühlen zu leben, sagt "ti amo" als "ich liebe dich": Die Sprache spiegelt hier wider, daß das Subjekt ganz in der Gefühlshandlung aufgeht und ihr nicht wie in der deutschen Formulierung noch distanziert gegenübersteht.

Humboldts These, daß die "charakteristische Form der Sprachen [...] an jedem einzelnen ihrer kleinsten Elemente" hängt⁴¹, schreibt auch den Lauten, von denen er an anderer Stelle als "dem Unerklärlichsten und Individuellsten" der Sprache schreibt⁴², eine solche Vorstellung prägende Funktion zu. Diese soll in der folgenden Lautbetrachtung untersucht werden.

Ich wähle hier den Ausdruck "Individualität der Laute" bewußt als Steigerung der Humboldtschen Formulierung von der "Individualität der Wörter". Er steht für meine These von der eigenständigen Wirkungsmöglichkeit der Einzellaute. Dabei beziehe

³⁸ Humboldt W.v.: Natur. S. 90

³⁹ ebd. S.90

⁴⁰ vgl. z.B. Humboldt, W.v.: Ueber das Entstehen der grammatischen Formen [1820]

⁴¹ Humboldt, W.v.: Entwicklung des Menschengeschlechts. S.420

⁴² ebd. S.433

ich mich gleichzeitig auf den für Humboldt charakteristischen Individualitäts-Begriff: Ebenso wie das Wort erst in der gesprochenen, wirksamen Sprache zu seiner Individualität finden kann, so kann auch die Wirksamkeit der Laute nur auf individuelle Erfahrung gestützt werden.

"Das Wort muss also Wesenheit, die Sprache Erweiterung in einem Hörenden und Erwiedernden gewinnen."⁴³

Nun ist die Bezeichnung `Laut` zunächst eine unspezifische. Die Unterscheidbarkeit gilt als Fiktion, "da Artikulationsvorgänge keine in Einzelelemente isolierbare Ketten von Lauten, sondern kontinuierliche Prozesse ohne natürliche Zäsuren sind."⁴⁴

Erst durch die speziellen Analyseverfahren innerhalb der strukturalistischen und funktionalistischen Phonologie können Segmente von Äußerungen als Phoneme identifiziert oder durch phonetische Eigenschaften als Phone charakterisiert werden. Sie sollen unter III.3 erläutert werden, um nachfolgend einer alternativen Lautuntersuchung gegenübergestellt zu werden.

III.2. Zur "Arbitraritäts- und Motivations"-Diskussion

Zunächst aber soll die Diskussion um das Zusammenwirken von Inhalt und Form bzw. Idee und Sprachkörper thematisiert werden. Ich möchte dabei nicht den Anspruch erheben, die Diskussion um die Frage nach dem Verhältnis von Bedeutendem und Bedeutetem bzw. Bezeichnendem und Bezeichnetem innerhalb der Sprache auch nur annähernd vollständig darstellen zu können. Es sollen hier nur einige Aspekte innerhalb der Diskussionsentwicklung aufgezeigt werden, die für die Bedeutung der Laute im Hinblick auf ihre sprachliche Bedeutungskonstitution relevant erscheinen, bevor ich auf einige Thesen Humboldts zu diesem Thema eingehen werde.

Auffällig innerhalb der linguistischen bzw. semiotischen Fachgeschichte ist vor allem die sich auch in der Argumentation Ludwig Jägers zeigende duale Struktur von Theorietraditionen, die sich alle auf die Grundopposition der Sprachauffassung bei Aristoteles bzw. Platon zurückbeziehen lassen.

Dabei sieht die aristotelische Tradition⁴⁵ die Sprache stets unter der Perspektive der Arbitrarität (kata´synthekén), also der willkürlichen Beziehung von Bezeichnetem und Bezeichnendem. Die semiotische Struktur der Sprache wird hier bestimmt durch die zugrundeliegende Idee von der menschlichen Stellung zwischen Engeln und Tieren, wobei die Engel einer *speculatio spiritualis*, d.h. einer direkten Spiegelung der Geister mächtig sind, das Tier aber nur über seine animalische Handlungsfähigkeit verfügt. Der Mensch benötigt auf Grund seiner dualen Natur (*animal rationale*) auch sinnlich-geistige Zeichen, die sich hier ausschließlich auf kommunikative Zwecke

⁴³ II26, zitiert nach Trabant 1994. S. 42

⁴⁴ Bußmann 1990. S. 434

⁴⁵ vgl. Trabant 1990 . S. 12-14

beziehen. Aristoteles unterscheidet zwischen materiellem Zeichen (Laut, Zeichenkörper) und der *conceptio* (Vorstellung), zwischen denen nur ein beliebiger, ausschließlich auf Konvention beruhender Zusammenhang besteht. Diese Ansicht entspricht der noch heute gültigen Ansicht von den Relationen innerhalb der dualen Struktur der Sprache, die sich z.B. in dem Arbitraritäts-Modell bei Saussure widerspiegelt.

Eine solche Position legt nahe, daß die Begriffe beliebig austauschbar auf einen anderen Sprachkörper übertragen werden können, jeder Inhalt also problemlos und adäquat in eine andere Sprache übersetzt werden kann. Humboldt distanziert sich klar von dieser Auffassung⁴⁶, wenn er seine Gegenposition wie folgt schildert:

"Die Verschiedenheit der Sprachen ist ihm nur eine Verschiedenheit von Schällen, die er, gerichtet auf Sachen, bloss als Mittel behandelt, zu diesen zu gelangen." oder:

"Wie aber schon oft von den Sprachen selbst behauptet wird, dass ihre Verschiedenheit nicht von grosser Wichtigkeit sey, da, wie auch der Schall laute, und die Rede sie verknüpfe, doch endlich immer derselbe Gedanke hervortrete".⁴⁷

Dieser Theorielinie steht die platonische Tradition gegenüber⁴⁸, die davon ausgeht, wie z.B. bei Valla deutlich wird, daß die Sprache nicht Realität repräsentiert, sondern sie erst konstituiert. Sprache als Summe des Sprechens wird also zur zweiten Erschaffung der Welt. Es sind hier die Bedeutungen, die als von Menschen gestaltet gedacht werden, die Arbitrarität wird also auf die Bedeutungen bzw. Vorstellungen von Sachen ausgedehnt.

Valla formuliert z.B.: "Wenn auch die Laute von der Natur gegeben sind, so sind aber die Wörter und die Bedeutungen vom Macher (Menschen?) gegeben: von diesen vernimmt das Ohr die Laute, der Geist die Bedeutungen, beide, Ohr und Geist, vernehmen die Wörter"⁴⁹.

Innerhalb dieser Theorielinie wird die menschliche Erkenntnis ohne Zeichen als unmöglich gedacht (Condillac). Mit diesem "linguistic turn" wird die Sprachtheorie zur Erkenntnistheorie, d.h., die kognitive Funktion der Zeichen steht im Mittelpunkt des Interesses.

In diesem Zusammenhang steht aber auch die Signifikanten-Theorie des Neukraty-lismus, der mit seiner Kritik an der Willkürlichkeit der Zeichen von einer nicht arbiträren Relation ausgeht. Die Signifikanten werden als vom Menschen gemacht, aber "zutiefst in der objektiven Einrichtung der Welt verwurzelt"⁵⁰ gedacht.

⁴⁶ Humboldt, W.v.: Sprachbau. S.153

⁴⁷ Humboldt, W.v.: Buchstabenschrift. S.100

⁴⁸ vgl. Trabant 1990. S. 14-16

⁴⁹ zitiert nach Trabant 1990. S.15

⁵⁰ zitiert nach Trabant 1990 S.28

Innerhalb dieser Theorielinie geht es, vor allem auch später bei Humboldt, um die genaue Bestimmung des semiotischen Ortes zwischen Abbild und Zeichen.

Diese duale Struktur der aristotelischen und platonischen Traditionslinie setzt sich, wie auch Helmut Schnelle in einer Antwortschrift auf die Thesen Ludwig Jägers (vgl. I.1) herausarbeitet,⁵¹ in den Positionen der "Chomsky-" und "Mead-Theorien" fort. Hier nimmt Humboldt eine entscheidende Position ein, wenn bei ihm nicht mehr der Grundgegensatz von "naturgegeben" versus "von Menschen gemacht" im Mittelpunkt des Interesses steht, sondern sich hier die Frage nach der Funktion der Sprache so stellt, daß sie nicht als diachronische Frage nach dem Ursprung etwa einer "lingua adamica" sucht, sondern zur Frage nach dem "semiotischen Ort" wird.

Doch auch bei Humboldt ist eine klare Entwicklung innerhalb seiner Schriften abzu- lesen. So fehlt in einem Brief an Schiller von 1800 noch ganz seine spätere Auffas- sung von der kognitiven Funktion der Sprache und der Identität von Sprache und Denken, sondern hier erscheint Sprache noch als Zeichen innerhalb der aristoteli- schen Tradition.⁵²

Erst mit den ästhetischen Überlegungen in der Rezension zu Goethes "Hermann und Dorothea" wird die Sprache bei Humboldt "zugleich Werk des Menschen und Aus- druck der Welt".⁵³

Humboldt wendet sich nun konsequent gegen die Auffassung von der Willkür des sprachlichen Zeichens: "Den nachhaltigsten Einfluß auf die interessante Behandlung jedes Sprachstudiums hat die beschränkte Vorstellung ausgeübt, dass die Sprache durch Convention entstanden, und das Wort nichts als Zeichen einer unabhängig von ihm entstandenen Sache, oder eines eben solchen Begriffs ist".

Nach Humboldt werden nicht einfach vorsprachliche Gedanken in der Sprache mit materiell verschiedenen Signifikanten versehen, sondern indem Wort und Gedanke sich in untrennbarer Einheit erzeugen, entdecken sie in dieser "synthetischen Produk- tivität" die Wahrheit⁵⁴.

Schon Humboldts Grundgedanke, daß Form immer Form eines Inhalts ist und Form nicht ohne Inhalt, Inhalt nicht ohne Form existiert⁵⁵, hebt die These der Arbitrarität bis zu einem gewissen Grade auf. Nach Borsche diene das Unternehmen des Sprach-

⁵¹ Schnelle 1994. S.110f.

⁵² vgl. Trabant 1990. S. 36f.

⁵³ ebd. S.38

⁵⁴ vgl. Trabant 1990. S.27

⁵⁵ vgl. z.B. in "Ueber die Buchstabenschrift. S.101: "dass es dem Geist nicht bloss auf den Inhalt, son- dern vorzüglich auf die Form des Gedanken ankommt."

vergleichs generell dazu, den Moment der Nichtidentität der Bedeutungen zu verdeutlichen.⁵⁶ Die "Nichtmotiviertheit" der Sprache ist damit ausgeschlossen.

Humboldts Position dazu wird besonders deutlich in seiner Definition des Unterschiedes zwischen "Sprache" und "Sprachen". Die Sprache als "Selbstthätigkeit" ist "nur aus sich entspringend", ist "göttlich frei". Die Sprachen sind "gebunden und von den Nationen [...] abhängig."⁵⁷

Die beiden semiotischen Grundoppositionen stehen nun nicht mehr sich gegenseitig ausschließend gegenüber, sondern bedingen einander.

Distanziert sich Humboldt klar von der aristotelischen Auffassung, so erfährt die platonische Auffassung eine für ihn spezifische Steigerung, so daß Humboldts Auffassung auch dieser entgegensteht:

"Denn das Wort entsteht eben aus dieser Wahrnehmung, ist nicht ein Ausdruck des Gegenstandes an sich, sondern des von diesem in der Seele erzeugten Bildes."⁵⁸

Mit der Definition der Sprache als Weltansicht entfernt Humboldt das Wort aus der "traditionellen Subsumtion" unter den Begriff des Zeichens und nähert es dem Symbol an. Denn bezeichnet das Zeichen ein von ihm unabhängiges Dasein, so erhält der Begriff nach Humboldt seine Vollendung erst durch das Wort. Bei dem Symbol nun fallen "Idee und Körperstoff" zusammen, beim Wort dagegen sind diese "zwar untrennbar, aber unterscheidbar."⁵⁹

III. 3 Phonologie und Phonetik

Die These von einer teilweisen Motiviertheit der Beziehung zwischen Laut und Vorstellung und die Ablehnung der Idee von der Arbitrarität zwischen Form und Inhalt ist nicht mit dem linguistischen Paradigma nach Saussure zu vereinbaren.

Saussure definiert beide Bestandteile des sprachlichen Zeichens als an sich sinnlos. In deutlich humboldtscher Tradition sieht er die unmittelbare Abhängigkeit beider Konstituenten, deren Zusammenhang er aber als eindeutig arbiträr definiert:

"Der materiale Laut kann erst als Bedeutungsträger zu einem sprachlichen Laut werden, das Denken kann erst in der Fassung eines sprachlichen Lautes zu einer Vorstellung werden."⁶⁰

Saussure geht weiter davon aus, daß das Zeichen ausschließlich durch die Unterscheidung anderer Zuordnungen von Bezeichnendem und Bezeichnetem entsteht. D. h., erst die Divergenz zur Umgebung konstituiert das Zeichen. Dabei beruht die Feststellung der in einer Sprache vorhandenen Phoneme, also der von den Sprechern als

⁵⁶ vgl. Borsche 1990. S. 155

⁵⁷ Humboldt, W.v.: Entwicklung des Menschengeschlechts. S.386

⁵⁸ Humboldt, W.v.: Natur. S.95

⁵⁹ vgl. Trabant 1990. S.33

⁶⁰ Saussure 1967. S.133

gleich klassifizierten Laute, auf verschiedenen Methoden, die wiederum von unterschiedlichen Definitionen des Phonem-Begriffs abhängen.

Diese Methoden sollen hier kurz charakterisiert werden, um einen Methodenvergleich zu ermöglichen:⁶¹

In der von Z.S. Harris geprägten Distributionsanalyse werden die Laute nach ihrer Umgebung innerhalb spezifischer Kontexte klassifiziert. Es wird versucht, alle subjektiven und semantischen Faktoren auszuschließen. Aussagen über Inhalte der Sprachzeichen und über Bedeutungen gelten dabei als spekulativ. Grundlage der Untersuchung sind meist Tonbandaufzeichnungen, deren Analyse unter der Forderung nach streng empirischer Arbeit vom Segmentieren und Substituieren und der Informantenbefragung über das Klassifizieren der Laute zu einem die Sprache beschreibenden Phonemsystem führt.

Ein anderer methodischer Ansatz zeigt sich in dem von N.S. Trubetzkoy geprägten Funktionalismus. Er definiert das Phonem nicht allein als durch seine Umgebung bestimmt, sondern vor allem als bedeutungsunterscheidend. Innerhalb der Verbindung von Lautkörper und Bedeutung im Wort werden die einzelnen Laute als phonologisch distinktiv beschrieben, d. h. sie gelten als die kleinsten segmentierbaren Einheiten der Sprachen mit bedeutungsunterscheidender Funktion. Ihre Merkmale werden nicht mehr ausschließlich in Hinblick auf ihre Opposition untersucht, sondern im Rahmen ihrer Funktion, die Bedeutungen der Wörter voneinander zu unterscheiden.

Die von Trubetzkoy gegründete Phonologie geht also grundsätzlich von einer Funktion der Sprachlaute aus. Entscheidend für den folgenden Methodenvergleich ist aber vor allem Trubetzkoy's konsequente Unterscheidung zwischen Phonologie und Phonetik:

"Ganz klar ist es vor allem, daß die bezeichneten und die bezeichnenden Seiten des Sprechens verschiedenen Disziplinen zugewiesen werden müssen."⁶²

Trubetzkoy fordert diese Trennung von "Lautlehre", die er als "Wissenschaft von den Elementen des Bezeichnenden definiert, und der "Bedeutungslehre". Sie resultiert aus seiner Unterscheidung zwischen dem Bezeichnenden im Sprechakt und dem Bezeichnenden im Sprachgebilde. Diese Differenzierung führt zur "Sprechaktlautlehre", zur "Phonetik", "die mit konkreten physikalischen Erscheinungen zu tun hat" und zur "Sprachgebildelautlehre", zur "Phonologie".⁶³

⁶¹ Ich beziehe mich hier auf die Darstellung in: Bünting 1987. S. 64-66

⁶² Trubetzkoy 1962. S.7

⁶³ ebd. S.7 Trubetzkoy hebt hervor, daß Saussure als Erster eine Unterscheidung zwischen Phonologie und Phonetik vorgeschlagen hat. Er gebraucht diese Begriffe jedoch zur Differenzierung von synchronischer, beschreibender Lautlehre (Phonologie) und historischer, diachronischer Lautlehre (Phonetik).

Innerhalb der Phonologie unterscheidet Trubetzkoy weiter zwei Arten von Lautgegensätzen: die irrelevanten und die relevanten lautlichen Merkmale. Der für die Phonologie irrelevante Unterschied zwischen Lauten ist die im konkreten Sprechakt auftretende Differenz durch z.B. Dauer, Tonhöhe, Atemdruck und Art der Verschlußsprengung. Unter physikalisch-akustischen Gesichtspunkten handelt es sich hier um unterschiedliche Laute, die jedoch keine bedeutungsunterscheidende Funktion innerhalb einer Sprache einnehmen. Relevant wird ein Lautgegensatz erst durch diese distinktive Funktion. Diese Phonem-Varianten werden als obligatorisch (z. B. ich- und ach- Laut) bestimmt, die irrelevanten Merkmale als fakultative Varianten eines Phonems (z.B. die verschiedenen Realisierungsmöglichkeiten des /R/)

Gegenstand der Phonetik ist nach Trubetzkoy ausschließlich, "wie dies und das gesprochen wird". Es handelt sich hier also ausschließlich um die Beschreibung der Tätigkeit der Sprachorgane und ihrer akustischen Effekte als physikalische Erscheinungen. Für die Phonetik charakteristisch ist also vor allem "die vollkommene Ausschaltung jeder Beziehung zur sprachlichen Bedeutung der untersuchten Lautkomplexe" (S.13). Zusammenfassend definiert Trubetzkoy die Phonetik als "Wissenschaft von der materiellen Seite der (Laute der) menschlichen Rede" (S.14) und die Phonologie als die Disziplin, die untersucht, "welche Lautunterschiede in der betreffenden Sprache mit Bedeutungsunterschieden verbunden sind, wie sich die Unterscheidungselemente (die Male) zueinander verhalten und nach welchen Regeln sie miteinander zu Wörtern (bzw. Sätzen) kombiniert werden dürfen." (S.14) Die Laute als Untersuchungsgegenstand der Phonetik decken sich dabei nicht mit den Einheiten des Phonologen, der "am Laut nur dasjenige ins Auge zu fassen [hat], was eine bestimmte Funktion im Sprachgebilde erfüllt". (S.14)

"Das Phonem kann weder von seiner psychologischen Natur aus, noch von seiner Beziehung zu den phonetischen Varianten befriedigend definiert werden, sondern einzig und allein von seiner Funktion im Sprachgebilde. Ob man es nun als kleinste distinktive Einheit (L. Bloomfield) oder als Lautmal am Klangkörper (K.Bühler) bezeichnet - alles kommt auf eines hinaus: nämlich darauf, daß jede Sprache distinktive (phonologische) Oppositionen voraussetzt, und daß das Phonem ein in noch kleinere distinktive (phonologische) Einheiten nicht weiter zerlegbares Glied einer solchen Opposition ist." (S. 39) Gleichzeitig muß aber die Phonologie von bestimmten phonetischen Begriffen Gebrauch machen. Die phonetische Aufnahme der betreffenden Sprache ist immer Grundlage phonologischer Betrachtung. Die phonetische Klassifizierung zwischen "stimmhaften" und "stimmlosen" "Geräuschlauten" ist zum Beispiel Voraussetzung für die phonologische Beobachtung, daß z.B. im Russischen

stimmlose und stimmhafte Lautmerkmale bedeutungsunterscheidende Funktion einnehmen.

Es kann im Folgenden hier nicht weiter auf die Untersuchungen Trubetzkoy's zur Phonologie eingegangen werden, es sollen beide Methodenansätze nur kurz gegenübergestellt werden:

Beim Distributionalismus fällt vor allem die Abhängigkeit der Untersuchungsergebnisse von den Prozeduren auf, die zugunsten der objektiven Wissenschaftlichkeit akzeptiert wird. Es stellt sich mir vor allem die Frage, ob der Charakter positivistisch geprägter Prozeduren dem Untersuchungsgegenstand angemessen ist.

Innerhalb des Funktionalismus sehe ich das Problem vor allem in der strikten Trennung von Phonetik und Phonologie. Die phonologische Analyse der Sprachlaute als abstrakte Einheiten in Hinsicht auf Eigenschaften, Funktionen und Relationen in Sprachsystemen führt es mit sich, daß ein abstraktes Muster und nicht der konkrete, an Eigenwahrnehmung gebundene Einzellaut Untersuchungsgegenstand ist. Dieser Einzellaut liegt der Untersuchung zugrunde, die funktionelle Analyse der Sprachlaute bleibt jedoch ohne Bezug zum empirischen Gegenstand.

Allein in der Phonetik wird die lautliche Seite des Kommunikationsvorgangs mit naturwissenschaftlichen Methoden untersucht, und die phonetischen Eigenschaften der Laute werden dabei durch Angaben der spezifischen Artikulationsmerkmale beschrieben.

In der Phonologie verdrängt die Betonung der bedeutungsunterscheidenden Funktion der Laute das eigenständige Wirkungspotential der Laute, der motivierte Zusammenhang von Laut und Bedeutung wird konsequent ausgeschlossen.

Beide Analyseverfahren könnten dem Humboldtschen Vorwurf erliegen, daß das "Zerschlagen in Wörter und Regeln [...] nur ein todes Machwerk wissenschaftlicher Zergliederung" ist.⁶⁴

III. 4 Wilhelm v. Humboldt zu den Lauten

Ich sehe in W.v. Humboldts anthropologischer Sprachauffassung die Möglichkeit einer Grundlage für eine alternative Definition der Funktion der Laute. Sein Versuch, das empirisch Wahrnehmbare und die zu diesem anregenden Ideen in seinen Untersuchungen zu verbinden und in der Sprache gleichermaßen das den Menschen Konzipierende und das durch ihn Konzipierte zu sehen, läßt auch den Laut als etwas für den Menschen Spezifisches erscheinen:

Wie die ganze Sprache zwischen den Menschen und die "innerlich und äußerlich einwirkende Natur", so tritt der "einzelne Laut zwischen den Gegenstand und den

⁶⁴ Humboldt, W.v.: Entwicklung des Menschengeschlechts. S. 419

Menschen. "Der Mensch" umgibt sich mit einer Welt von Lauten, um die Welt von Gegenständen in sich aufzunehmen und zu bearbeiten." ⁶⁵

Die Sprache vermittelt dem Menschen die äußeren Gegenstände, indem sie zur Bedingung ihrer Erkenntnis wird (vgl. S.9) und gleichzeitig "eine Gedankenwelt an Töne heftet." ⁶⁶

Die "Individualität der Wörter, in deren jedem immer noch etwas andres, als bloss seine logische Definition liegt, ist insofern an den Ton geheftet, als durch diesen unmittelbar in der Seele die ihnen eigenthümliche Wirkung geweckt wird." ⁶⁷

Wichtig ist dabei festzuhalten, daß die Sprache gleichermaßen auf das Denk- und Empfindungsvermögen wirkt:

"Wie der Gedanke das ganze Gemüth ergreift, so besitzt der Laut vorzugsweise eine eindringende, alle Nerven erschütternde Kraft." ⁶⁸

Der "articulirte Laut" wird "körperlich und instinctartig hervorgebracht". Sein "Wesen" entstammt "der inneren Seelenanlage zur Sprache". Die Sprachwerkzeuge gestalten sich deren Drang gemäß. ⁶⁹

Für Humboldt scheint jedoch eine Definition des "articulirten Lauts, bloß nach seiner physischen Beschaffenheit, ohne die Ansicht oder den Erfolg seiner Hervorbringung" ⁷⁰ nicht möglich zu sein. Jürgen Trabant setzt diese These gleich mit der dem heute gültigen Phonem-Begriff zugrundeliegenden Grundannahme, daß ein "Phonem [...] nicht allein nach [...] seinen artikulatorisch oder akustischen Eigenschaften definiert werden" kann, sondern eine Systematisierung nur möglich ist, wenn ein "Teil des Kontinuums funktional ist," d.h. bedeutungsunterscheidende Funktion hat, so daß der Mensch "unmittelbar durch sein Erörtern Begriffe hervorbringen kann." ⁷¹

Humboldts These besagt aber zunächst nur, daß sich der Charakter der Laute nicht in ihrer phonetischen Bestimmung erschließt, denn sein "charakteristischer Unterschied liegt nicht, musikalisch, in der Höhe und Tiefe, da er durch die ganze Tonleiter hindurch angestimmt werden kann," auch nicht in Dehnung, Verkürzung, Helligkeit, Dumpfheit, Härte und Weichheit, "da die Verschiedenheiten theils Eigenschaften aller articulierten Töne seyn können, theils Gattungen derselben bilden." ⁷²

⁶⁵ Humboldt, W.v.: Natur. S. 95

⁶⁶ ders.: Buchstabenschrift. S.101

⁶⁷ ebd. S. 103.

⁶⁸ ders.: Natur. S.90

⁶⁹ ders.: Buchstabenschrift. S.107

⁷⁰ ebd. S. 107

⁷¹ Trabant 1994. S.255

⁷² Humboldt, W.v.: Buchstabenschrift. S.107 f.

Humboldts Aussagen zu den Lauten scheinen vielmehr darauf zu deuten, daß der sprachliche Laut mehr umfaßt, als in Phonetik, aber auch Phonologie thematisiert wird. Er scheint jedoch noch keine adäquate Methode der Untersuchung gefunden zu haben:

"Versucht man nun aber die Unterschiede zwischen *a* und *e*, *p* und *k* u.s.w. auf einen allgemeinen sinnlichen Begriff zurückzuführen, so ist mir wenigstens bis jetzt dies immer mislungen. Es bleibt nichts übrig, als überhaupt zu sagen, dass diese Töne, unabhängig von jenen Kennzeichen, dennoch spezifisch verschieden sind, oder dass ihr Unterschied aus einem bestimmten Zusammenwirken der Organe entsteht". Er findet "nie eine wahre Definition."⁷³

Eine feststehende Definition der Einzellaute im Sinne einer Rückführung auf einen Begriff scheint also unmöglich. Die Wirkung des einzelnen Lautes ist natürlich nur als individuelle Erscheinung am Einzelfall zu bestimmen, und sie beruht auf individueller Erfahrung. Das kann aber nicht heißen, daß keine intersubjektive Wirkung vorliegt und damit die Funktion auf ihre Distinktivität reduziert wird. Wie auch einer Farbe keine festgelegte Bedeutung zugeschrieben werden kann, so muß man doch von einer semantischen Wirkung innerhalb des Bildes ausgehen. Ebenso haben die Laute ihren individuellen Charakter, der auf die einzelnen Sprechakte, die Gesamtheit der Sprache und damit auf den Menschen wirkt.

Ich möchte versuchen, einige Methoden vorzustellen, die verschiedene Annäherungen an das Phänomen der Laute ermöglichen.

III. 5. Ansatz einer "anthropologischen" Lautbetrachtung

Es soll nun im Folgenden an einigen Beispielen von Wortuntersuchungen und der Betrachtung von Einzellaute danach gefragt werden, inwieweit eine "Motiviertheit" der Laute zu untersuchen und festzuhalten ist.

Ich benutze bewußt in diesem Zusammenhang nicht den Phonem-Begriff, da dieser in der Tradition Trubetzkoy's die strikte Trennung zwischen Phonologie und Phonetik inauguriert, die in der vorzustellenden alternativen Lautbetrachtung nicht relevant ist. Der "articulierte Laut" interessiert hier als "Ausdruck des Gedanken."

"Anthropologisch" nenne ich diese Lautbetrachtung, weil hier von einer naturgegebenen Verbindung zwischen Lautphänomen und der inneren Organisation des Menschen ausgegangen wird und ich diese Grundlage der Untersuchung in einem Zusammenhang mit Humboldts "Anthropologie-Konzept" sehe.

Ich möchte versuchen, den unter II. beschriebenen Methodenansatz auf eine konkrete Lautbetrachtung zu übertragen. Dabei kann ich im Rahmen dieser Arbeit nur eine kleine Auswahl von Beispielen geben, die dazu dienen, eine alternative Methode vor-

⁷³ ebd.

zustellen. Eine Analyse der Laute, die es ermöglichen würde, einige intersubjektive Wirkungselemente zu sichern, müßte natürlich in einem größeren Umfang durchgeführt werden.

Ich habe den von Humboldt im "Geschichtschreiber" formulierten Methodenansatz als einen an Goethes Ästhetik orientierten charakterisiert. Das erlaubt es mir, mich in Bezug auf die im Sinne der Humboldtschen Sprachauffassung zu entwickelnden Methode an einem von Harlan aufgestellten ästhetischen Analyseverfahren zu orientieren, das auf der Grundlage der goetheanischen Erkenntnistheorie aufbaut.⁷⁴

Harlan entwirft in Bezug auf das Phänomen Farbe bei Beuys eine vierstufige Methode der Farbbetrachtung, die auf den vier Erkenntnisstufen aus der Metamorphose der Pflanze aufbaut.⁷⁵ Ich möchte diese hier kurz skizzieren, um sie auf eine vierstufige Lautbetrachtung übertragen zu können.

Die erste Stufe bildet bei Harlan das "wiedererkennende-Sehen", bzw. Hören, z.B. 'das ist Blau', oder 'das ist ein /A/'. Diese Stufe erinnert an das grundlegende Form-Erkennen bei Humboldt, das notwendig sei, weil nur "unter der [Form] allein ihr [der Ideen] wahrer Zusammenhang erscheint, [daher] ist die Form von ihnen selbst abzu-ziehen."⁷⁶

Auf der 2. Stufe möchte ich mich dem Phänomen weiter annähern und beginne eine längere, intensivere Wahrnehmung, erlebe z.B. Veränderung der Farbe/ der Laute. Ich begeben mich also in einen unmittelbaren Erfahrungsprozeß. Dieser ist zunächst schwierig auszuhalten, ohne spontane intellektuelle Erklärungsmodelle zuzulassen, die sich immer wieder zwischen die Wahrnehmung schieben.

Es ist hier wichtig, eine Art des Sehens oder auch Hörens zu entwickeln, in dem ich gleichzeitig wahrnehme und den Wahrnehmungsvorgang selbst beobachte. Dieser zeigt dann, daß das Phänomen Farbe oder auch der Laut nicht einfach da ist, sondern sich durch den Wahrnehmungsprozeß erst entwickelt und währenddessen verändert.

Die 3. Stufe stellt die Frage, wie wirkt die Farbe auf mich? - also die Frage nach der Qualität der Farbe oder des Lautes durch seine Wirkung. Kandinsky z.B. erweiterte die Farbwirkungsanalyse durch den Zusammenschluß der Wahrnehmungen mit dem Bewegungs-, Tast-, Gleichgewichts-, retinalen und akustischen Sinn.

Auf der 4. Stufe untersuche ich, welche seelich-geistige Verhaltensweise durch die auf der dritten Stufe erarbeiteten Qualitäten in mir hervorgerufen wird. Hier wird also thematisiert, was Goethe in seiner Farbenlehre die sinnlich-sittliche Wirkung der Farben nannte.

⁷⁴ Volker Harlan entwickelt sein Konzept auf der Grundlage und als Resultat eines Werkstattgesprächs mit Joseph Beuys.

⁷⁵ vgl. Harlan, V. 1992. S. 92-101

⁷⁶ Humboldt, W.v.: Geschichtschreiber. S. 43

Es ist mir bewußt, daß diese Untersuchungsmethode zunächst eine rein subjektive Wirkungsanalyse ermöglicht. Aber es ist gerade die individuelle Wahrnehmungsfähigkeit, die ich als Erfahrungsgrundlage für jede Analyse für unumgänglich notwendig halte.⁷⁷

/A/ -Beispiel

Ich möchte nun das /A/ als Beispiel untersuchen. Dabei fällt zunächst auf, daß die Wahrnehmungsinhalte der 2. und 3. Stufe hier nur als eine Art Sammlung von Erfahrungsergebnissen zusammengetragen werden können.

1. Stufe

Das /A/ wird als Vokal und erster Laut des Alphabets definiert. Weiter ist hier nach den phonetischen, also rein formalen Qualitäten des /A/ zu fragen.

Trubetzkoy beschreibt z.B. die vokalischen Eigenschaften als Öffnungsgradeigenschaften, Lokalisierungs- und Resonanzeigenschaften.⁷⁸ Die Vokale lassen sich von allen Sprachlauten am leichtesten akustisch analysieren. Dabei entsprechen den Öffnungsgraden die "Sättigungs- oder Schallfüllegrade." Der Sättigungsgrad ist um so größer, "je größer die Senkung des Unterkiefers, die je größer die Mundöffnung ist". Ohne hier nun auf eine spezifisch phonetische Analyse einzugehen, ist das /A/ als ein Vokal mit dem größten Sättigungsgrad zu beschreiben. Sein Realisierungsansatz liegt im Vergleich zu den anderen Vokalen am weitesten nach hinten im Rachen. Das bringt es mit sich, daß das /A/ auch sehr verschlossen, vor /L/ z.B. fast wie ein /O/ klingend, gesprochen werden kann.

2. Stufe

Die intensive, das heißt auch längere Wahrnehmung eines Lautes ist zunächst sehr viel schwerer zu ermöglichen als das Betrachten einer Farbe. Zunächst ist zu klären, ob ich den Laut hörend oder sprechend wahrnehme. Dann ergibt sich die Schwierigkeit, daß sich der Laut, der stets nur in seiner aktuellen Erzeugung wahrnehmbar ist, während dieses Hervorbringens ständig in seiner Tonhöhe, Klangfarbe u.s.w. verändert. Es ist festzustellen, wie Humboldt schon formulierte, daß der "charakteristische [d.h., der den Charakter der Laute bestimmende] Unterschied [...] nicht, musikalisch, in der Höhe und Tiefe" liegt. (vgl. S. 25) Ausschlaggebend für die Wirkung der Laute sind vielmehr die die Lauterzeugung bedingenden und verändernden phonetischen Grundeigenschaften, wie z.B. der Realisierungsort. So kann man bei der intensiveren Wahrnehmung der Einzellaute einen direkten Zusammenhang zwischen phonetischen Bedingungen, also der formalen Grundlage, und ihrem Wirkungscharakter feststellen, der später Ausdrucksträger einer spezifischen Bedeutung wird.

⁷⁷ Die statistischen Untersuchungen des Sprachpsychologen Suitbert Ertels, die ich unter III.5. erläutern werde, haben gezeigt, daß die Einzellaute durchaus intersubjektive Wirkungen haben.

⁷⁸ Trubetzkoy 1962. S. 86

So scheint z.B. das einen großen Innenraum bildende /A/ mich gegenüber der Welt zu öffnen, mit der Welt zu verbinden. Das im Rachen weiter vorne, durch eine in die Waagerechte gezogene, schmalere Mundöffnung erzeugte /E/ grenzt dagegen den Innenraum nach außen hin ab. Diese Eigenschaften der Laute spiegeln sich z.B. in dem semantischen Gegensatzpaar "ja" und "nee" wider. Doch zunächst zurück zum /A/-Beispiel.

3. Stufe: Welche Wirkung hat das /A/ auf mich?

Ich stelle vor allem zwei Wirkungstendenzen fest: Die durch das /A/ erfahrene Öffnung kann bedingen, daß ich der Welt staunend gegenüberrete. Ich bin ganz in der Sinneswahrnehmung. Doch sobald ich das /A/ nicht ruhig und lang, sondern kurz und eher gepreßt spreche oder höre, verlagert sich der erzeugte Innenraum: ich erlebe ein Erschrecken. Das erste /A/ läßt mich in meiner Stellung der Welt gegenüber diese als Objekt erleben, ich gebe meinen eigenen Innenraum dabei nicht auf. Dies passiert erst bei dem zweiten /A/, bei dem der Luftstrom schnell nach innen gesaugt wird, als sollte der Innenraum vor äußeren Eingriffen geschützt werden.

Auf der **4. Stufe** könnte die sinnlich-sittliche, psychologische Wirkung des /A/ - Lautes als seelisches Öffnen, als Reaktion auf wahrnehmendes Erleben charakterisiert werden.

Ich bin mir des subjektiven Charakters dieser Wirkungsbeschreibung durchaus bewußt. Ich gehe hier aber von einer analogen Struktur zwischen der bei der Lauterzeugung durch die Sprachorgane gestalteten Form und dessen spezifische, intersubjektive Wirkung aus, die durch die Untersuchungen Ertels bestätigt werden.

Hier könnte man einwenden, daß auch das /I/ oder das /E/ erschrocken tönen kann. Gemäß seiner Eigenschaften, die nach Trubetzkoy als Öffnungsgrad-, Lokalisierungs- und Resonanzeigenschaften analysiert werden können, wird dieses Erschrecken aber eine andere Ausdruckstendenz haben. Das die inneren Sprachorgane in die Höhe ziehende /I/ spiegelt eher eine Bewegung des Wegdrückens wider, der eigene Innenraum bleibt dabei aber unbeteiligt. Das in die breite ziehende /E/ wirkt erschrocken gesprochen wie eine aktive Grenzsetzung. Der Aspekt des Erschreckens kommt dadurch beim /A/ prägnanter zum Ausdruck, da die generelle Offenheit dieses Lautes als Erschrecken am weitesten in sein Gegenteil umgestülpt werden kann.

Der Aspekt des Staunens erscheint aber auch ganz deutlich beim /O/, dessen formale Struktur freilich wiederum für eine andere Seelenhaltung steht: Beim Tönen des /O/ bildet sich der Mundinnenraum zu einer höhlenartigen Rundung. Es entsteht so etwas wie ein abgeschlossener Ruheraum, der nicht in direkten Kontakt mit der Außenwelt tritt wie beim /A/.

Diese Beispiele können nur im erlebenden Nachvollziehen rezipiert werden und sind daher im Zusammenhang einer schriftlichen Arbeit äußerst problematisch. Ich möchte daher nun auf eine Lautbetrachtung von Ernst Moll eingehen, die ebenfalls bewußt

auf der Grundlage einer goetheanischen Forschungsmethode als einer Alternative bzw. Ergänzung zum phonologisch/phonetischen Ansatz entwickelt wurde.

Moll geht von einer Mittelstellung menschlicher Sprachfähigkeit zwischen Gebärde und Gedankentätigkeit aus. Dabei sieht er im nonverbalen und verbalen Äußern des Menschen gleichermaßen eine Offenbarung der "Verwurzelung des Denkens in der Sprache".⁷⁹ Sein Forschungsgebiet ist insbesondere die Wesensbeziehung zwischen Wortgestalt und Wortbedeutung. Seine Untersuchungsmethode steht dabei klar auf der Grundlage praktischer Übungen zur Sprachwahrnehmung.

Innerhalb der sprachwissenschaftlichen Forschungsgeschichte bezieht sich Moll auf Humboldt, Herder, Novalis, Schlegel und Plato. Er ist also in die von Schnelle als "romantisch" charakterisierte Tradition einzuordnen.

Moll untersucht die Sprache nun in Hinblick auf die durch die Lautgestalt erzeugte Gebärde, die auch ohne konventionalisierte Bedeutung als Sinträger wirkt. Es ist deutlich, daß hier keine klare Trennung zwischen Phonetik und Phonologie aufgebaut wird, da gerade von einem grundlegenden Zusammenhang zwischen Laut und Vorstellungsinhalt ausgegangen wird.

Moll nähert sich den einzelnen Lautphänomenen⁸⁰ auf zwei Wegen: Zum einen untersucht er die sogenannte Laut-Physiologie, zum anderen versucht er die seelischen Erlebnis-inhalte, die sich mit den einzelnen Lauten verbinden, zu beschreiben.

Moll sieht nicht nur die innerhalb der Phonetik relevanten Sprachorgane als Grundlage der Sprache an, sondern er definiert den ganzen Menschen als Organ der Sprache.

"Denn nicht erschafft der Mensch die Sprache, sondern die Sprache, der Logos erschafft den Menschen zur Offenbarung seiner selbst, wie das Licht das Auge schafft, damit es als das Licht der Welt sich wieder sieht im Licht des Auges." (S.3)

An zentraler Stelle der Untersuchungen steht bei Moll die Frage nach der Art der Verbindung zwischen Laut und Begriff. Ist z.B. ein begrifflich Verbindendes zwischen lautgleichen oder lautähnlichen Worten verschiedener Herkunft erkennbar? Ist ein lautgesetzlicher Ausdruck erkennbar, nach dem verschiedene Worte ein und denselben Gedanken umschreiben?

Oder ist es generell unmöglich, das "Wort aus dem Laut zu entwickeln?" (Moll S.7)

"Der Laut als Laut, das Wort als Lautverbindung ist die absolute Wirklichkeit, die im Mittelpunkt steht."(S.8) Moll geht also davon aus, daß die Worte durch sich selber sprechen:

"Die Sprache des Lautes ist das Bleibende im Wechsel der Begriffe."(S.9)

Die verschiedenen Aspekte eines Lautes durchdringen sich. D.h., die Modifikationen des Grundbegriffes, die ein Laut verkörpert, können ganz verschieden in Erscheinung

⁷⁹ Moll 1968. S.1, die folgenden Seitenzahlen in Klammern beziehen sich ebenfalls auf diese Schrift.

⁸⁰ Moll spricht konsequent von Lauten, nicht von Phon/ Phonem.

treten. So entstehen nach Moll z. B. auch die verschiedenen Sprachen durch die unterschiedliche, der Nation gemäße, Betonung der Aspekte. Diese Unterschiede stehen also keinesfalls für die Arbitrarität der sprachlichen Zeichen, sondern für die individuelle Wirksamkeit der Laute innerhalb der verschiedenen Sprachen. (S.11)

"ein Laut [...] `bedeutet´ eben niemals bloß diesen oder jenen Begriff, er ist unendlich viel mehr, nämlich eine Gebärdenfolge." (S.11)

Moll gliedert seine Untersuchungen nach den Einzellauten. Dabei schildert auch er die durch die sogenannte Laut-Physiologie hervorgerufenen Erlebnisinhalte als Konsequenz der zugrundeliegenden formalen Struktur.

Zu /A/ schreibt Moll z.B.:

"Der Mund , in Spaltform sich öffnend, ist nur der rudimentäre, sprachphysiologische Reflex einer viel größeren, der gesamt menschlichen bzw. kosmischen Gebärde, von der auch der Buchstabe A nur ein abstrakt-schematischer Schattenriß ist." (S.3)⁸¹

Hier wird eine Beobachtung verdeutlicht, die ich selbst bei der /A/-Wahrnehmung gemacht habe: Die phonetisch zu beobachtenden Bewegungen der primären Sprachorgane können wie der gesprochene bzw. gehörte Laut Ausgangspunkt der Wirkungsbeschreibung der Sprachlaute sein. Sie stehen in unmittelbarer Beziehung zu einander: d.h. der lautspezifische Charakter ist aus der Form "abzuziehen".

Ich möchte einige kurze Beispiele geben:

Das /B/ charakterisiert Moll z.B. als den Laut des Hauses, wie das /B/ im griechisch-phonizischen Alphabet hieß. (S.9) Die Lautgebärde ist als ein Umhüllendes zu umschreiben. Diese Bewegung tritt jedoch in vielerlei Varianten auf. Im Deutschen z.B. erscheint das /B/ häufig am Wortanfang als Laut des Gefäßes, der Körperhüllen, des Schutzes und der Begrenzung, wie z.B. in Becher, Beutel, Büchse, Becken, Bottich, Börse u.s.w. (vgl. S.9) oder in Bau ,Bude, Baracke, Bauer, Bunker, Box, Burg. (S12) Dies sind Beispiele für Molls sogenannte Hauptbegriffsthemen der Laute. Diese Aspekte vermischen sich jedoch im konkreten Wort.

Interessant sind Molls Ausführungen zum /R/, weil hier die Ähnlichkeit zu anderen Lautuntersuchungen auffällt:

Moll charakterisiert das /R/ "allgemein [...] [als den] Laut des sich Fortbewegens, wie z.B. in: reisen, reiten, rasen, rollen, rutschen, rieseln, rinnen, radeln, rücken, rühren, rütteln, rudern u.ä., ebenso wie laufen, rennen ,eilen in lat. currere, ital. correre, franz. courir, keltisch ridek, hebr. rütz. (S.331)

"Das `Rad´ ist die Formel des R. [...], denn eigentlich wäre ja die naturalistische Gebärde für das R, daß man Rad schlägt. "Durch den R-Laut wurden vielfach Räder ausgesprochen, wie z.B. in Karren, oder lat. carrus. (S.331)

⁸¹ Interessant ist hier, daß schon Vico die Sprache als gesamt somatisches Phänomen charakterisierte, vgl. Traban 1990. S.28

In "brevis designatio" nimmt z.B. Leibniz zur Rückführung der Sprache auf die "lingua adamica" bei der Interpretation der `Ursilbe´ -rik- die Aussage aus dem "Kratylos" wieder auf, wo Sokrates das /R/ als Bewegung darstellend charakterisiert. Das /K/ soll hier die Bewegung durch ein Hindernis aufhalten. Leibniz spricht dabei von einer Analogie der Stimme mit dem Affekt, der die Wahrnehmung der Sache begleitet.⁸²

Mir scheint die Entwicklung vom bewegenden /R/ zum haltenden /K/ durch die Wahrnehmung der Lautbildebewegung während des Sprechens einleuchtend nachvollziehbar.

Noch ein letztes Beispiel: Das /W/ wird in einer Bewegung als Verbindung von Unterlippe und oberer Zahnreihe gebildet.

Humboldt hat in seinen Schriften mehrfach auf ein Beispiel von Leibniz für die partielle Motiviertheit der Signifikanten verwiesen. Als Beispiel für die Ikonizität der Sprache nennt er z.B. : Wolke, Woge, Welle, Wälzen, Wind, Weben (1806) und: wehen, Wind, Wolke, wirre, Wunsch (1835)⁸³

Moll charakterisiert /W/ als "bewegliche Hülle", für das er "Wort" als Beispiel anführt. Zurückzuführen auf das gotische `waurd´ beginnt diese Lautgestalt mit dem /W/ als Laut der bewegten, immerfort sich wandelnden Umhüllung. (S.423)

"Jedes Wort ist ein Lautgewand, das individuelle und einmalige Kleid seines Geistes." "Wunderbar verbindet sich in dem deutschen `Wort´ mit dem umhüllenden W das liebevoll umfangende O und das ründende R, um abzuschließen mit dem T, dem Laut aller Wort-Gestaltung."(S.424)

Die genannten Beispiele können nicht die Funktion haben, eine Methode ausreichend darzustellen, sie dienen ausschließlich der skizzierenden Einführung eines Ansatzes. Ich möchte diese abschließend noch einige Untersuchungsergebnisse vorstellen:

Die Konsonanten als Mitlaute charakterisiert Moll als Formgeber, die selbstlautenden Vokale als gefühlsmittelnd. Gleichzeitig beschreibt er die Konsonanten als mehr malerisch, antipathisch, die Vokale als musikalisch, sympathisch. Die Blaselaute dagegen erlebt er als mit der Außenwelt mitgehend, daher eher passiv, die Stoßlaute als sich behauptend, prägend. Die Lippenlaute (W,B,P,F,M,R) ordnet er dem Gefühlsmäßigen, die Zahnlaute (D,T,S,SCH,L,N,R) eher dem Denken zu. Die Gaumenlaute (G,K,CH,N,G,R) stehen dagegen in Verbindung mit dem Innenleben.

Problematisch ist die Untersuchung, da sie nur im individuellen Erleben der Einzelphänomene nachvollziehbar wird, doch gerade darin sehe ich auch die besondere Stärke dieses Ansatzes. Er zeigt eine deutlich spezifische Wirksamkeit der Laute.

⁸² Vgl. Trabant. 1990. S.78

⁸³ zitiert nach Trabant 1990. S.83

Auf dieser Grundlage können die Laute zwar nicht als signifikativ, also bedeutungshaltig, im Unterschied zu Trubetzkoy's Definition von der distinktiven, also bedeutungsunterscheidenden Funktion der Phoneme, charakterisiert werden; ihre Funktion innerhalb der Sprache ist jedoch umfassender, als die funktionalistische Position annimmt.

Der "Bedeutungslinguistik" nach Moll kann entgegengesetzt werden, daß hier dem Laut eine spezifische, diesem nicht inhärente Bedeutung aufgesetzt wird. Es sind scheinbar viele Gegenbeispiele anzuführen. Zum einen können scheinbar dieselben Laute unterschiedliche Begriffe ausdrücken. Andererseits wird ein Begriff in verschiedenen Lauten artikuliert. Beides scheint dafür zu sprechen, daß es keine Gesetze über die Korrelation von Laut und inhaltlicher Seite der Sprache gibt. Die verschiedensten Laute können den gleichen Begriff wiedergeben, und die verschiedensten Begriffe können sich im gleichen Laute verkörpern. Aber ich schließe mich hier Moll's These dahingehend an, wenn er sagt:

"Der Umstand, daß ein Laut zum Träger konträrer Begriffe wird, hebt dessen selbsteigenen Charakter nicht auf. [...] Jeder Laut zieht notwendig den Gegenbegriff zu demjenigen an, der seinem eigenen Charakter konform ist." (S.17)

/B/ wird z.B. bei Moll als das Umhüllende definiert. Es trägt damit aber unmittelbar die Möglichkeit des Entblößens in sich. Die Betonung des Innenraums schafft erst einen klar abgegrenzten Außenraum. Ein Laut scheint ähnlich der Farbe zwei komplementäre Möglichkeiten in sich zu bergen. Auch dieses Phänomen müßte auf phonetischer Ebene untermauert werden.

Um den Anspruch der Nachprüfbarkeit erfüllen zu können, bedarf der dargestellte Methodenansatz der Ergänzung durch eine Forschungsmethode auf statistischer Grundlage, die ich in den Analysen Suitbert Ertels gefunden habe und im folgenden erläutern werde.

III.6. Die Lautsymbolik innerhalb der Sprachpsychologie

Im Unterschied zur herrschenden Lehre in der Linguistik, die die Verbindung von Bezeichnendem und Bezeichnetem als arbiträr, also willkürlich definiert, geht die Psychologie von einer sinnvollen Beziehung der Elemente aus. Das sprachliche Phänomen wird hier als allgemein menschliches und daher auch psychisches Phänomen untersucht und damit gleichermaßen als Indikator allgemeiner Qualitäten und individueller Konstitution definiert.

Die Lautsymbolik innerhalb der Sprachpsychologie geht der Frage nach, ob die Grenze zwischen Bedeutetem und Bedeutendem wirklich zwei voneinander unabhängige, verschiedene Teile trennt, oder ob eine andere Art der Verbindung besteht.

Beide gegensätzlichen Ansätze, die "Arbitraritäts-These" der Linguistik und die "Motivations-These" der Psychologie, spiegeln hier die von Ludwig Jäger beschriebene Theorie-Kontroverse in platonischer und aristotelischer Tradition wider.

Interessanterweise spricht der Sprachpsychologe Hans Hörmann, wie auch Ludwig Jäger in der Linguistik, Wilhelm v. Humboldt eine methodische Schlüsselrolle zu.

Nun zu den sprachpsychologischen Untersuchungen:

Die Experimente zu dem Phänomen der Laute werden 1901 durch die Beschreibungen von V. D. Grablenz zur Kindersprache eingeleitet. Er stellt fest, daß Kinder, die einen Stuhl "Lakeil" nennen, ihren Puppenstuhl "Likil" und den "Großvaterstuhl" dagegen "Lukul" charakterisieren. Die Vokale scheinen hier größenunterscheidende Funktion zu übernehmen.

Den ersten psychologischen Versuch führt dann Sapir 1929 durch. Er läßt 500 Versuchspersonen das Kunstwortpaar "Mil" und "Mal" beurteilen. Sie sollten feststellen, welches Wort einen kleinen und welches einen großen Tisch bezeichnet. Von der Mehrzahl der Personen wurde "Mal" als die Bezeichnung eines großen Tisches definiert.

Die wohl bekannteste Untersuchung ist das sogenannte "Maluma-Takete-Experiment" von W. Köhler (1947). Bei diesem Zuordnungsexperiment wurden den Versuchspersonen sinnfreie phonetische Gebilde zusammen mit graphischen Formen vorgelegt, und sie wurden angehalten, das Erlebnis der Unstimmigkeit oder Stimmigkeit zwischen den phonetischen und den nicht-phonetischen Elementen zum Ausdruck zu bringen. Die Kunstwörter "Maluma" und "Takete" sollten z.B. einer eckigen oder einer runden graphischen Darstellung zugeordnet werden. Das Ergebnis war äußerst signifikant: Die runde Form wurde überwiegend dem Kunstwort "Maluma", die eckige "Takete" zugeordnet.

Die "Silbenexperimente" Osgoods (1962) gelten als direkte Vorläufer-Untersuchungen der Experimente Suitbert Ertels, die hier vor allem dargestellt werden sollen. Bei Osgood wurden sinnlose Silben, die im Japanischen und Amerikanischen als Phoneme auftreten, japanischen und amerikanischen Studenten vorgelegt. Sie sollten auch einer Skala des "semantischen Differentials" eingestuft werden. Diese Methode wird nun auch von Ertel in seinen Analysen benutzt und soll daher hier kurz skizziert werden.⁸⁴:

Osgood entwickelte seine Methode, um den psychologischen Aspekt von Bedeutung untersuchen zu können. Er betont damit in der Analyse des Vermittlungsprozesses von Senden und Empfangen nicht länger ausschließlich die sachliche Inhaltsebene, sondern ihn interessiert die konnotative Bedeutung des sprachlichen Phänomens. Das "Semantische Differential" ist also ein Modell einer Technik zur Messung von Bedeutung.

Dabei werden den nach einer bestimmten Wortbedeutung befragten Versuchspersonen Standard-Stichproben von verbalen Responses zur Verfügung gestellt, aus denen

⁸⁴ vgl. Ertel, S. 1969. S. 24 ff.

dann eine Auswahl getroffen werden soll. Die angebotenen Response-Möglichkeiten müssen für die Dimensionen repräsentativ sein, auf denen sich Bedeutungen grundsätzlich unterscheiden, wie z.B.

	"Frühling"									
	3	2	1	0	0	0	1	2	3	
glücklich	0	0	0	0	0	0	0	0	0	
traurig										
hart	0	0	0	0	0	0	0	0	0	weich
langsam	0	0	0	0	0	0	0	0	0	
schnell										

Die Bedeutung des Wortes "Frühling" würde ich z.B. in bezug auf das Gegensatzpaar "glücklich" - "traurig" eher der Seite "glücklich" zuordnen, eher dem "weich" als "hart" und eher "schnell" als "langsam".⁸⁵

Die Untersuchungen zeigen, daß sich Adjektiv-Skalen in drei Hauptkategorien gliedern lassen, die für die Bedeutungsbereiche Bewertung, Potenz und Erregung stehen. Osgood geht dabei davon aus, daß alle Phänomene vom Menschen nach diesen drei Hauptkategorien beurteilt werden. Diese drei Faktoren des semantischen Raums werden bei Ertel zu den Dimensionen der "Allgemeinqualitäten als psychologische Funktionsparameter" (S. 32 ff.). Auch Ertel legt seinen Untersuchungen die These zugrunde, daß diese allgemeinqualitativen Dimensionen alles psychische Geschehen begleiten und unabhängig von früheren Erfahrungen funktionell wirksam werden. Letzteres wird auch von den Lautcharakteren angenommen, so daß durch diese quasi organisatorische Analogie beide Phänomene aufeinander beziehbar werden. Das heißt, Ertel geht mit dieser Ausgangsthese davon aus, daß eine allgemeinqualitative Ähnlichkeitsbeziehung zwischen Lautcharakter und Bedeutungscharakter des Sprachphänomens besteht. (S. 54)

Ertel stellt zunächst die Frage nach dem Lautcharakter. Bevor er die phonetisch-semantische Korrespondenz natürlicher Spracheinheiten untersucht, hinterfragt er also die Symbolfähigkeit sinnfreier Lautgebilde. Ertel definiert diejenigen phonetischen Phänomene als symbolfähig, denen von mehreren Beurteilern statistisch signifikante Eigentümlichkeit zugesprochen wurde, die nicht-phonetische Eigenschaftsbezeichnungen sind. Es sind also die Lautelemente symbolfähig, die nicht unter phonetischen Kriterien (stimmhaft, dental u.s.w.), sondern abgesehen davon nach nicht-phonetischen Eigenschaften (groß, eckig, weich u.s.w.) als signifikant beurteilt werden. Diesen nicht-phonetischen Eigenschaftskomplex der Laute nennt Ertel "Lautcharakter". (S. 44)

⁸⁵ Ertel, S. 1969. S. 49. Auch die folgenden Seitenzahlen in Klammern beziehen sich auf diese Studie.

Es bleibt hier vor allem die spezifische Art der Symbolfähigkeit festzuhalten, die die Abbildhaftigkeit der Bedeutung durch die Bezeichnung gewährleisten soll.

Bedeutungen wie "Ecke" und "Winkel" werden z.B. durch eckige, "Sonne", "Wärme" durch warme, runde Lautcharaktere zum Ausdruck gebracht. Verknüpfungsebene sind die ähnlichen Eigenschaften beider Komponenten. In diesen Thesen zeigt sich ein klarer Zusammenhang zum platonischen Betrachtungsansatz und seiner Abbild-Theorie.

Nachdem Ertel einen statistischen Nachweis der spezifischen, sich unterscheidenden Lautcharaktere erbringen konnte, untersucht er, ob die "Mannigfaltigkeit der Lautcharaktere durch eine Dimensionsanalyse auf einige wenige Grundkategorien reduzierbar sei" (S.47). Er stellt die These auf, daß sich die Dimensionen der Lautcharaktere als die Dimensionen von Valenz, Potenz und Erregung identifizieren lassen. Das Phänomen der Allgemeinqualitäten wird also konkret mit dem Phänomen der Lautcharaktere in Verbindung gebracht, und es kommt zu einer ersten Untersuchung mit komplexen phonetischen Gebilden. (S. 49)

Zunächst untersucht Ertel einzelne Wortbedeutungen in Zusammenhang mit polaren Kunstwortpaaren, wie z.B.

		"Mächtigkeit"									
		3	2	1	0	0	1	2	3		
maluma	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	takete

Es wurden zunächst fünfundzwanzig bipolare Kunstwortskalen zusammengestellt. Dabei wurden vor allem lautqualitativ kontrastreiche Gebilde gegenübergestellt, wie z.B. okar (Potenz), elin (Zartheit, Weichheit). Der Liste der Kunstwort-Skalen wurden drei substantivische Bezugskalen des E,V,P-Systems zugefügt: E: Bewegung - Ruhe; V: Helle - Finsternis; P: Kraft - Zartheit. Die Zuordnungen zu den Kunstwörtern charakterisiert diese hinsichtlich der Qualität der Substantive.

Ertels Vermutung, daß Lautcharaktere in das dimensionale System der Allgemeinqualitäten eingliedert werden können, wurde durch den Versuch bestätigt. (S. 50)

Es ergaben sich folgende Ergebnisse:

Sprachunübliche, schwer aussprechbare Kunstwörter wurden als valenznegativ beurteilt.

Die Kunstwörter der Gruppe P+ und P- unterschieden sich vor allem durch die Art ihrer Lautelemente, nicht so sehr durch ihren Aufbau. Bei den P+ Kunstwörtern kamen nur die Vokale /A/ und /O/ vor (karno, romat, takam, tamos), bei den P- Wörtern dagegen die Vokale /E/, /I/ und der Diphthong /ei/ (z.B. leli, elin, enegi, lindo).

Auch die Konsonanten scheinen nach dieser Untersuchung einen Einfluß auf den Potenzcharakter der Worte zu haben: k, r, t, s (stimmlos) scheinen den P+ Einruck und l, m, n, g, d, den P-Eindruck zu begründen oder zu verstärken. Dagegen sind anschei-

nend die Wortlänge bzw. Mehrsilbigkeit und Silbenkürze (Vokalkürze) ausschlaggebend für den Eindruck der "Bewegtheit" (E+) (hellelo, lodanno, mallano). Ruhe (E-) wird dagegen wohl durch Wortkürze und Silbenlänge symbolisiert (sonem, loto, pahl).

Ertel geht im folgenden der Frage nach, ob sich die einzelnen Beurteiler vielleicht durch spezifische Lautähnlichkeiten zwischen Kunstwort und einem passenden Begriffswort leiten lassen. So könnte der Begriff "Tod" z.B. aufgrund der Wortlänge eher dem Kunstwort "pahl" als dem Wort "mallano" zugeordnet werden, der Begriff "Lüge" steht vielleicht dem Kunstwort "lindo" durch den gleichen Anlaut näher als "tamos". (S. 50-52)

Ertels zugrundeliegende These, daß zwischen dem Lautcharakter des Kunstwortes und dem Bedeutungscharakter des Begriffswortes "ursprüngliche Ähnlichkeitsbeziehungen allgemeinqualitativer Art bestehen" (S. 54), werden durch die Untersuchungen unterstützt, da für Laut- und Bedeutungscharaktere gleiche dimensionale Strukturverhältnisse ermittelt wurden.

Dies sieht Ertel als Nachweis des allgemeinqualitativen Ordnungssystems im Lautcharaktersystem. Nun stellt sich die Frage, ob die festgestellten phonetischen Allgemeinqualitäten assoziationsabhängig oder originär sind. Die Ähnlichkeit bestimmter Begriffswörter zu den Kunstwörtern und umgekehrt könnten bestimmte sinnvolle Assoziationen wachrufen. So glaubt z.B. Hockett alles Lautsymbolische durch seine "Theorie sekundärer Assoziationen" erklären zu können. (S. 56)

Um diesen Ansatz zu klären, d.h. zu widerlegen oder zu stützen, untersucht Ertel nun, ob die Zuordnung sinnvoller Begriffe zu sinnfreien Lautgebilden "hinreichend durch die vermittelnde Rolle sinnvoller Assoziationen bedingt sein kann." Er versucht dafür, zunächst die Reaktionswörter durch ein Standard-Assoziationsexperiment festzulegen, um dann ihren Eindruckswert hinsichtlich der Allgemeinqualitäten herauszuarbeiten. Assoziationen zu "knarro" z.B. müßten nach assoziationstheoretischem Ansatz insgesamt mehr in die Richtung P+ tendieren, Assoziationen zu "leli" mehr zu P-. Die Ergebnisse der Untersuchung zeigen, daß die Zuordnungen nicht auf der Grundlage assoziativer Bedingungen hergestellt worden sind. (S. 58-62)

Neben der von Ertel widerlegten "Wortassoziationstheorie" nach Hockett gibt es zwei Varianten der "Lautassoziationstheorie", denen Ertel nun weiter nachgeht. (S. 62 ff.)

Betrachtet die Wortassoziationstheorie die gesamte Wortreaktion als verbal response, also als Glied der assoziativen Kette, so betrachtet die "Lautassoziationstheorie" das einzelne phonetische Segment als assoziative Einheit. Beide Ansätze unterscheiden sich darin, daß sie den Ursprung der Laut-Bedeutungsassoziation einmal innersprachlich und einmal außersprachlich erklären.

Taylor & Taylor begründen 1961 das Phänomen durch sprachhistorische Zufallskovariationen zwischen Lauten und Bedeutung. Sie führen ihre Lautassoziationstheorie

auf die Vermutung zurück, daß es innerhalb der Sprachentwicklung durch zufällige Kombination von Phonemen zu Wiederholungen innerhalb bestimmter Wortbedeutungskategorien kam, wodurch sich z. B. erklären läßt, daß in einer Sprache viele Wörter, die inhaltlich mit Wärme zu tun haben, rein zufällig mit dem selben Buchstaben beginnen. Das führt nun dazu, daß der Mensch durch eine Art Lernprozeß den speziellen Laut mit der Bedeutungskategorie Wärme assoziiert.(S. 63)

Brown (1958) dagegen macht empirische Kovariationen von Sinneserfahrungen für die Lautassoziationen verantwortlich. Die Anfangslaute onomatopoetischer Bezeichnungen kopieren demnach die Reizgradienten der Geräusche, die sie bezeichnen. Brown sieht die Grundlage der Assoziationsbereitschaft in der Analogie zwischen den Phänomenen, daß einmal voluminösere Objekte, die man in Eigenschwingung versetzt, mit geringerer Frequenz schwingen als weniger voluminöse Objekte und zum anderen größere Dinge eher tiefer klingen, kleinere eher höher. Sie führen zu der "intersensorischen Korrelation zwischen Tonhöhe und Größe [...], d.h., daß außersprachliche Erfahrungsverknüpfungen zwischen verschiedenen Sinneseindrücken das Lautcharakterurteil bedingen. Dieses Phänomen soll dann die unterschiedliche Beurteilung z.B. von /A/ und /I/ als größer und kleiner erklären. Nicht nur das Qualitätspaar "Tonhöhe -Größe", sondern allgemein alles Sinnesmetaphorische glaubt Brown auf diese Korrelation zurückführen zu können. Er ignoriert ausdrücklich organisationsbedingte, intersensorielle, d.h. angeborene Beziehungen. (S. 62 und S. 72)

Die These von Taylor & Taylor will Ertel nun dadurch überprüfen, daß er feststellt, ob Lautcharaktere universell sind, oder ob sie je nach Sprachgemeinschaft grundlegend variieren. Der Lautcharakter als universelles sprachinvariantes Phänomen würde die innersprachliche Assoziation im Sinne von Taylor & Taylor widerlegen, der außersprachlichen Motiviertheit nach Brown jedoch nicht widersprechen. Ertel selbst erhebt die These der Universalität der Lautcharaktere, da die enge Beziehung zu den Allgemeinqualitäten zeigt, daß beide auf die Grundlage der psychischen Organisation zurückzuführen sind:

"Invariant sind die sensorischen und psychophysischen Grundlagen der Lautrealisierung und die von diesen Grundlagen sich herleitenden interphänomenalen Relationen." (S. 64)

Die allgemeinqualitativen Dimensionen werden bei Ertel zu elementaren psychischen Funktionsparametern, "die alles psychische Geschehen begleiten, unabhängig von früheren Erfahrungen funktionell wirksam werden. Letzteres wird auch von den Lautcharakteren angenommen" (S.110) Diese Annahme widerspricht beiden assoziations-theoretischen Ansätzen. Eine Wiederholung des ersten Lautcharakterexperiments mit tschechischen Versuchspersonen untermauert die Universalitätshypothese. (S.65-71)

Um nun die Theorie Browns zu prüfen, geht Ertel der Frage nach, ob phonetische Qualitäten nun auditiver oder wirklich kinästhetischer Natur seien. Zunächst überprüft er die lautsymbolische Zuordnung bei Taubstummen. Es zeigt sich, daß die Zuordnungsrichtigkeit bei Hörenden und taub Geborenen keine wesentlichen Unterschiede aufzeigt. Das Zurückführen der Allgemeinqualitäten des phonetischen Geschehens auf assoziatives Lernen wird damit ausgeschlossen. (S. 71-82)

Ertels These lautet nun: "Lautcharaktere sind weitgehend sprach- und erfahrungsunabhängig", sie sind vielmehr abhängig von "auditiv-kinästhetischen Empfindungs- und Wahrnehmungsprozessen" (S. 111).

Um diese Zusammenhänge genauer zu untersuchen, analysiert er die systematischen Beziehungen zwischen den Qualitäten, also den nicht-phonetischen Merkmalen und den artikulatorischen und auditiven, also phonetischen **Merkmalen der Konsonanten und Vokale als Einzellaute**, indem er sie in die Eindrucksdifferentialskalen einordnet und beurteilen läßt. (S. 92-110)

Ergebnisse⁸⁶:

- **Konsonanten** unterscheiden sich lautqualitativ vor allem in bezug auf die Kategorie P, die meist mit der Erregungsqualität E kovariert. Diese Gleichgerichtetheit bezeichnet Ertel als Dynamik.
- Der Dynamik-Wert der plosiven Konsonanten (p,t,b,d) ist mehr P- anteilig, bei den frikativen (Reibelauten) Konsonanten überwiegt der E-Anteil (s,sch,f,r).
- Nasale Konsonanten (n) haben einen niedrigeren Dynamikwert als plosive Konsonanten.
- Die größten Dynamik-Unterschiede bestehen zwischen stimmlosen (größer) und stimmhaften (kleiner) Konsonanten(Unterschied von t/d, p/b).
- Je weiter hinten ein Konsonant artikuliert wird, um so dynamischer ist bzw. erscheint er.

Vokale:

- Die weiter vorn artikulierten Vokale erscheinen erregender (E+) als weiter hinten Artikulierte (E-).
- Formant 2⁸⁷ Wert korreliert mit dem-E-Wert.
- Formant 1- Wert korreliert mit dem P-Wert.
- Die Lippenrundung wirkt dämpfend auf den Vokalcharakter.
- Das für die Lautqualität eindeutigste Merkmal ist die "Vokalquantität", also die Vokaldauer. D. h., kurze Vokale haben mehr E+ Qualität als lange Vokale (E-).

⁸⁶ vgl. Tabellen S. 49-50

⁸⁷ Der Formant-Wert ist die Vokalfarbe, die vom Artikulationskanal abhängig ist.

Mit diesen Untersuchungen kommt Ertel zu dem Ergebnis, daß schon der Lautcharakter der kleinsten phonetischen Einheiten entscheidend zum Gesamtcharakter des Lautgebildes beiträgt.

Die Untersuchung hat gezeigt, daß "der Lautcharakter eines Lautgebildes von der qualitativen Beschaffenheit der Segmente, die in ihnen unterscheidbar sind, abhängig ist." (S. 107) Die nachgewiesenen Beziehungen zwischen Lautqualität und sinnlich wahrnehmbaren, phonetischen Merkmalen wie z.B. die artikulatorische Abhängigkeit von Lautqualitäten unterstreichen Ertels These, daß das Phänomen der Lautsymbolik "in entscheidendem Maße durch die psychophysische Organisation des phonetischen Geschehens selbst bedingt" sind. Dabei sieht Ertel die Bedingung für die Möglichkeit der untersuchten interphänomenalen Beziehung in dem allgemeinqualitativen Anteil des Geschehens. (S. 112)

Die Realisierung sinnfreier Lautgebilde ist also nach Ertel wie die der sinnvollen Begriffe von denselben Allgemeinqualitäten begleitet. Das bedeutet auch, daß Lautgebilde und Bedeutung eines Begriffwortes in bezug auf dieses "allgemeinqualitative Niveau" in Relation treten können. (S. 113)

Ertel untersucht daher nun die Möglichkeiten phonetisch-semantischer Korrespondenzen. Er stellt zunächst die Frage, ob die Laut-Bedeutungsrelationen sprachhistorisch wirksam waren. Dabei geht er davon aus, daß die passenderen Wörter eher in den allgemeinen Sprachgebrauch aufgenommen wurden als unpassende. Ertel versucht nun, das Vorkommen der Lautsymbolik innerhalb einer Sprache dadurch zu belegen, daß er zeigt, daß die Fälle stimmiger Laut-Bedeutungsrelationen häufiger vorkommen als die unstimmigen Fälle.

Er führt dazu seine sogenannten Wortzuordnungsexperimente durch, die folgende Prüfungsbedingungen erfüllen müssen:

-Die zu beurteilenden Wörter einer Sprache müssen den Versuchspersonen unbekannt sein. Die Auswahl der zu verwendenden eigensprachlichen Wörter wird von jemandem getroffen, der die Fremdsprache nicht kennt, in die übersetzt werden soll. Die Übersetzung wird von jemandem durchgeführt, der die Versuchshypothese nicht kennt.

Versuch Ertel/Dorst 1965: Laut-Bedeutungs-Zuordnung von 542 Wortpaaren aus 25 Sprachen nach akustischer und nach optischer Darbietung. (S. 116-130)

Die Auswahl des Wortmaterials ging auf eine Ausgangsliste von 24 deutschen Wortpaaren zurück, deren Paarglieder gegensätzliche oder kontrastierende Bedeutungen haben. Je acht Wortpaare werden die Qualitäts-Dimensionen Valenz, Potenz und Erregung zugeordnet.

Valenz z.B.: lieben-hassen; schön-häßlich; angenehm-unangenehm

Potenz z.B.: dick-dünn; Mann-Kind; stark-schwach; hart-weich

Erregung: schnell-langsam; laut-still, Sturm-Wind

Die Ausgangsliste wurde in folgende 25 Sprachen übersetzt: Finnisch, Kroatisch, Lettisch, Polnisch, Russisch, Slovenisch (Europa), Arabisch, Hebräisch, Persisch, Türkisch (Vorderer Orient), Batak, Chinesisch, Hindi, Indonesisch, Japanisch, Koreanisch, Malayalam, Thai, Urdu, Vietnamesisch (Asien), Ewe, Kirundi, Twi, Yoruba (Afrika)

Den Skalierungswerten "richtiger", d.h. im Sinne der Lautsymbolik getroffener Zuordnungen wurden Plusvorzeichen (+1,+2,+3), den Skalierungswerten "falscher Zuordnungen" wurden Minusvorzeichen zugeordnet (-1,-2,-3). Durch Mittelung über die Beurteiler ergibt sich ein mittlerer Skalenwert der Zuordnung für jedes Wortpaar. Der prozentuale Anteil der richtigen Zuordnungen liegt bei 61%. (S. 124) Das ist sehr signifikant. Die Versuchsanordnung wiederholte Ertel dann nach der Übertragung der $2 \times 542 = 1084$ Wörter in Lautschrift, um die Fehlerquelle der Zuordnung nach Beeinflussung durch Betonung während des Vorlesens der Wortpaare auszuschließen. Auch dieses Ergebnis ist sehr signifikant (58,4%).

Die Hypothese expressiver Lautsymbolik sieht Ertel damit als gesichert an. (S. 126)

Die Untersuchung zeigt weiter, daß es wohl Sprachen gibt, in denen die lautsymbolischen Faktoren stark wortformwirksam waren, und andere, in denen diese Faktoren fast gar nicht auftreten.

Neben dieser Untersuchung wählt Ertel eine weitere Möglichkeit, die Hypothese expressiver Lautsymbolik zu überprüfen. Die objektiven Wortformigenschaften, die nachgewiesenerweise in einem Bezug zur semantischen Kategorie stehen, müßten bei den semantisch kontrastierenden Wortgruppen unterschiedlich verteilt sein. Er untersucht daher zunächst die Vorkommenshäufigkeit von Konsonanten und Vokalen in bedeutungsverschiedenen Wortkategorien. Dabei sind die Lauthäufigkeitsunterschiede zwischen den P+ und P- Wörtern sehr signifikant. Signifikant sind auch die Unterschiede zwischen E+ und E- Wörtern. Die Unterschiede zwischen V+ und V- Wörtern sind dagegen nicht größer als zufällig. (S.131)

Das heißt also, daß bei Wörtern mit Potenz+ Bedeutung mehr Potenz+ (k,s,t,r,p) und weniger Potenz- Konsonanten (wie z.B. v,n,m) vorkommen als bei Wörtern mit Potenz- Bedeutung. Bei Wörtern mit Erregungs+ Bedeutung sind die Erregungs+ Konsonanten (k,s,f) häufiger, Erregungs- Konsonanten (m,b) weniger als bei Wörtern mit E- Bedeutung. Bei E+ Wörtern sind kurze Vokale häufiger, lange Vokale seltener als bei E- Wörtern. E+ Wörter sind durchschnittlich länger als E- Wörter. Auch die Vokallänge zeigt sich wieder als symbolisch funktional. Auch die Tonhöhe zeigt bedeutungsabhängige Häufigkeitsunterschiede. In E+ Wörtern erscheinen mehr hohe Töne, in E- Wörtern eher tiefe Töne. Auch nach dieser Methode zeigt sich die Existenz expressiver Lautsymbolik als erwiesen.

Ertel untersucht im folgenden noch, ob die lautsymbolischen Relationen bereits beim Sprachursprung wirksam gewesen sein können und die expressive Lautsymbolik dann

durch andere Regelsysteme eingeschränkt wurde, oder ob sich die phonetisch-semantische Angleichung erst im Laufe der späteren Sprachentwicklung durchgesetzt hat. Er vergleicht dazu frühere und spätere Wortformen aus sieben Sprachen. (S. 140-148)

Die früheren Wortformen erwiesen sich dabei durchgängig als geeigneter, was für eine Beteiligung der allgemeinqualitativen Prozesse bei der Entstehung der Sprachen spricht.

Sinnfreie Lautgebilde werden von Ertel "potentiell" lautsymbolisch genannt. Nach seinen Untersuchungen definiert er nun die sprachlichen Phänomene als "lautsymbolisch", die folgende Kriterien erfüllen:

"Lautgebilde sind reell symbolisch dann, wenn sie als Zeichen für Bedeutungen verwendet werden, deren Allgemeinqualität (Bedeutungscharakter) zur Allgemeinqualität des lautlichen Zeichens (Lautcharakter) in einem Stimmigkeitsverhältnis steht." (S. 157)

Ertel versuchte, mit seinen sprachpsychologischen Untersuchungen zu belegen, welche fundamentale Rolle die erstmals von Osgood ermittelten allgemeinqualitativen Variablen im psychischen Funktionszusammenhang spielen. Er sieht sie als das "vermittelnde funktionale Medium für Zusammenhänge und Kovariationen zwischen phonetischem, semantischem und außersprachlichem Verhalten". Sie erweisen sich als "dimensionale Funktionsparameter des Psychischen", (S. 194) auf die in diesem Zusammenhang nicht weiter eingegangen werden soll.

Die erläuterten Untersuchungsergebnisse, vor allem die statistischen Analysen der Wirkung der Einzellaute (Tabellen S. 42 und S. 43), bestätigen die auf subjektiver Wahrnehmung beruhenden Beschreibungen bei Moor. Dieser Ansatz wird damit durch die objektivierten Resultate gestützt.

Ertel selbst hält die meisten seiner Untersuchungsergebnisse für "linguistisch irrelevant". (S. 198) Er meint nur, daß mit der Bestätigung, daß Wortformen von der Wortbedeutung abhängig sind, die Behauptung de Saussures, daß "keine...psychologischen Tatsachen für die Struktur der sprachlich-expressiven Form verantwortlich sind" zurückgewiesen werden kann. Das Prinzip der völligen Arbitrarität widerspricht demnach den Tatsachen. (S.199)

Obwohl die phonetisch-semantischen Korrespondenzen statistisch signifikant sind, sei dieses Phänomen für die Sprachen insgesamt nicht erheblich. Der Einfluß der Bedeutung auf die Wortform hat nach Ertel keinerlei Konsequenzen für die linguistische Sprachauffassung. "Eine Beschreibung sprachlicher Erscheinungen, die mit angemessenen Mitteln das Sprachganze erfassen will, darf die subtilen, submorphematischen Bedeutungsfärbungen übergehen". (S.201) Außerdem seien die "phonetisch-semantischen Korrespondenzen [...] statistisch zwar signifikant, doch für die Sprache an sich nicht erheblich." (S. 200) Diese Auffassung widerspricht allein schon der

These Humboldts, daß sich die allgemeinen Sprachgesetze im kleinsten ihrer Teile widerspiegelt.

Interessant ist hier vor allem Ertels Deutung, daß einzelne Lautklassen oder Phoneme, "wenn sie eine bestimmte konnotative Bedeutung symbolisieren sollen, weitgehend durch andere ersetzbar sind." (S. 200) Als Ausdrucksträger für Potenzbedeutung etwa ist ein [p] ebenso geeignet wie ein [t] oder ein [k]. Der einzelne Laut wird bei Ertel nur von verschiedenen Teilaspekten her untersucht, immer in Hinblick auf einen vorgegebenes Vergleichselement. Das Lautphänomen als individuelles Wahrnehmungsphänomen wurde nicht thematisiert. Auf dem Hintergrund der Zuordnung zu den Allgemeinqualitäten wurden die quasi individuellen Charakteristika der Einzellaute ignoriert bzw. in den Hintergrund gerückt.

Das Problem liegt meines Erachtens in der Ertels Methode zugrundeliegenden, für die platonische Tradition zunächst spezifische Art der Symboldefinition, die sich z.B. auch in H.Werners Formulierung von der "physiognomischen Ähnlichkeit" der Komponenten. zeigt. Die wahrnehmbaren Objekte sind demnach ausdrucksstark, sie haben "physiognomische Qualitäten", und ihnen sind "dynamische Eigenschaften" inhärent⁸⁸. Die Transzendenz dieser expressiven Qualitäten ist nun die Grundlage für die Analogien zwischen beiden Seiten des Symbols. Beide Tatbestände seien aber "eigentlich" nicht verwandt, sondern eben nur "physiognomisch ähnlich". Dabei geht Werner davon aus, daß sich beide Symbolebenen gegenseitig bedingen und beeinflussen. Die semantische Korrespondenz zwischen Bezeichnendem und Bezeichnetem ist geschaffen, wenn beide Teile in gleichen organismischen Zuständen verwurzelt sind. Hier besteht ein großer Unterschied zur Auffassung der assoziativ orientierten Ansätze, da es hier nicht um die Verbindung zweier völlig unabhängiger Pole geht.

Auch diese Symboldefinition steht hier klar im Zusammenhang mit Platons Abbild-Theorie. Ein bestimmtes Phänomen steht für ein anderes, dabei ist aber nicht grundsätzlich geklärt, in welchem ursprünglichem Verhältnis beide Teile stehen. Werden die Laute wirklich wie Abbilder oder eine Art Kopie dem sprachlichen "Sinn" nachgebildet. Was ist unter einer Analogie der Organisiertheit zu verstehen? Verbindet die Elemente des sprachlichen Phänomens ein uneigentlicher oder eine eigentlicher Zusammenhang? Es stellt sich also die Frage, ob die Art der Beziehung auf Ähnlichkeit der äußeren Organisation oder auf einer inneren Verwandtschaft von Natur aus beruht.

Geht man von einem grundlegenden Analogieverhältnis der äußeren, aber vor allem auch der inneren Struktur der Laut-Bedeutungs-Relation aus, so wird auch die eher weltbildende als weltabbildende Funktion der Sprache und die psychologische Di-

⁸⁸ Hörmann, H. 1977. S. 127

mension der Formulierung "Sprache als Weltansicht" in der Tradition Humboldts deutlich.

Dies zeigt auch, daß Ertels Methode der Analogisierung von Allgemeinqualitäten und Lautcharakteren nur zur experimentellen Verifizierung grundlegender Gesetzmäßigkeiten sinnvoll ist. Das Phänomen der Beziehung zwischen Lautgestalt und Bedeutung kann hier nur bis zu einer Grenze individueller Erfahrbarkeit erfaßt werden.

Das zeigt deutlich, daß die Untersuchungen auf der Grundlage anderer Methoden ergänzt und weitergeführt werden müßten.

IV. Resümee

Die dargestellten Untersuchungen haben gezeigt, daß die unterschiedlichen Methodenansätze unabhängig voneinander nicht ausreichen, das vielschichtige Phänomen sprachlicher Laute zu erfassen. Die Untersuchungsansätze müßten vielmehr in einer Art Methodensynthese zusammengeführt werden, um in Verbindung von phonetischen, statistischen Untersuchungen und künstlerisch, "anthropologisch" orientierter Methode dazu beizutragen, der Forderung Humboldts an die Sprachwissenschaft nachzukommen:

"Zu wirkenden und schaffenden Kräften also hat sich der Geschichtschreiber [Sprachforscher] zu wenden." ⁸⁹

IV. 1. Stellungnahme zum Methodenansatz von Moll im Vergleich zur "etymologischen Raserei"⁹⁰ im Kratylos

Um die Relevanz der von mir dargestellten alternativen Lautbetrachtung nach Moll genauer herauszuarbeiten, möchte ich die Untersuchung der "etymologischen Raserei" im Kratylos gegenüberstellen, um damit einer gleichlautenden Kritik an der alternativen Lautbetrachtung vorzubeugen und ihre spezifische erkenntnistheoretische Position zu charakterisieren.

Insbesondere die Untersuchung des /R/ bei Moll erinnert an die Position des Sokrates im "Kratylos", der das /R/ als Organon der Bewegung beschreibt. Ich möchte hier kurz auf diesen Dialog eingehen, um einen Unterschied der Ansätze herauszuarbeiten. Die Grundfrage im "Kratylos" ist die nach der Beziehung zwischen Bezeichnung und Bezeichnetem. Dabei wird die Sprache auf die bloße Bezeichnungsfunktion reduziert.⁹¹ Das Lautgebilde erscheint als nachträglich Bezeichnendes, die Sprache als

⁸⁹ Humboldt, W.v.: Geschichtschreiber. S.38. Die folgenden Seitenzahlen in Klammern beziehen sich auf Absatzzeichen im "Kratylos", zitiert nach Haag.

⁹⁰ Haag 1933. S.10

⁹¹"Der Kratylos ist der Ausweis für die Abwertung des Sprachphänomens. In ihm hat die Loslösung des Logos qua Sprache als Sprache als einer durch einen stimmhaften Laut hervorgebrachten Verlaut-

Ausfluß des Denkens, ohne Realität konstituierende Funktion. Das Wort ist hier also lautliche Verdinglichung des Allgemeinen und gehört damit unmittelbar zum Einzelgegenstand. Wird das Wort jedoch als lautliche Verdinglichung des Wesens definiert, so ist es auch möglich, am Sprachmaterial aufzuzeigen, daß die Analyse des bloßen Wortes Aufschluß über das Wesen des Gegenstands gibt.

"Die Richtigkeit der Wörter sollte wohl bedeuten, daß sie imstande seien, kundzutun, was jedes Seiende wirklich ist." (422D) Die Repräsentation des Seienden wird im Laut zur Nachahmung. In der Analyse der Urwörter (426C) und in der Wertetafel der Laute (424A) scheint nachgewiesen zu sein, daß die Grundarten des wahrhaft Seienden im Laut eine gültige Representation finden. Das heißt, das Wort vermittelt im sinnlichen Klang das Wesen des Gegenstandes. Es sei demnach nur noch nötig, das Wort "zur Wahrnehmung durch das Ohr" hinzustellen, um diese Position zu beweisen. (430E, 431A)

Nach Erich Haag hat Platon die Wertetafel der Laute unter 424 C und 426 C nicht ernst gemeint. Sie diene nur der Widerlegung falscher Wortgläubigkeit, denn: "1. Es kann nie ein Symbol das Urbild ausreichend repräsentieren" und "auch die Repräsentation durch Ähnlichkeit ist in der wirklichen Sprache nicht durchgeführt; also ist die Wortgläubigkeit erledigt." ⁹² Haag versuchte, aus Kratylos 393 B - 396 D die Motive zu rekonstruieren, die zu dieser Art der Wortgläubigkeit geführt haben könnten:

"Die Unfähigkeit zu unterscheiden zwischen Sinn und Ausdruck, und die Neigung des Griechen, plastisch zu haben, was er dachte, führte dazu, im ausgesprochenen Wort irgendwie das präsent zu fühlen, was es bedeutete, und den Wortkörper selbst mit all dem zu beladen, was menschliches Denken hinzutat, wenn es ihn gebrauchte."

⁹³

Eine solche Aufladung des Wortes mit Inhalt sei dann die unmittelbare Vorstufe dazu gewesen, vom Wort direkt auf den Gegenstand zu schließen.

An dieser Stelle kann nicht weiter auf Platons Theorie des Wortes und seine Abbildtheorie eingegangen werden, da seine Sprachauffassung hier nur in Abgrenzung zur erläuterten Untersuchungsmethode dargestellt werden soll. Nach der Festlegung des Wortes als eines gültigen, festgesetzten Behälters für das Wesen, kommt es zu dem entscheidenden Einwand des Kratylos (430A): ein Wort sei, sobald es einem falschen Gegenstand zugeordnet sei, kein Wort mehr, sondern leeres Geräusch. Dieser Einwurf zeigt den evidenten Unterschied zwischen den verschiedenen Ansätzen in der Fragestellung:

barung des Denkens von dem Logos als einem sprach- und intersubjektivitätsunabhängigen Denken (Erkennen) statt." vgl. Braun 1996.S.8

⁹² Haag, E. 1933. S.20

⁹³ ebd. S. 32

Die goetheanisch geprägte Untersuchungsmethode sieht, auf der Grundlage der Sprachauffassung Humboldts, nicht den Gegenstand selbst, sondern die subjektive Vorstellung als wortprägend an: "Denn das Wort entsteht eben aus dieser Wahrnehmung, ist nicht ein Ausdruck des Gegenstandes an sich, sondern des von diesem in der Seele erzeugten Bildes."⁹⁴.

Es steht hier also nicht die Beziehung zwischen Wort und Wesen des Gegenstandes, sondern die Lautgestalt in Verbindung mit der subjektiven Vorstellung im Mittelpunkt des Interesses. Dabei gehe ich von einer wechselseitigen Einflußnahme aus: Zum einen prägt der Laut die subjektive Vorstellungsweise, zum anderen wird die Lautgestalt des Wortes durch die Vorstellung von dem Bezeichnenden gebildet.

Hier wird noch einmal deutlich, daß im Gegensatz zu Humboldts Sprachauffassung, die durch Platon und auch Aristoteles geprägte Auffassung von der Sprache zunächst eine der Erkenntnis nachrangige und keine erkenntnisbedingende Funktion zusprechen. Es zeigt sich ein grundlegender Unterschied in der Bestimmung des Verhältnisses von Subjekt und Objekt, das ich daher durch einige Anmerkungen Humboldts erläutern möchte, da ich die Definition dieses Verhältnisses auch als grundlegende Voraussetzung für die Entwicklung einer synthetisierenden, alternativen Laut-Phonem-Untersuchungsmethode ansehe.

IV. 2. Subjekt und Objekt

Die Bestimmung des Verhältnisses von Subjekt und Objekt erscheint mir zunächst als grundlegend für Humboldts Sprachauffassung. Ich möchte hier noch einmal seine erkenntnistheoretischen Grundgedanken formulieren, da seine Thesen auch den Unterschied zu rein platonisch oder aristotelisch bzw. strukturalistisch geprägten Analysemethoden klar herausstellen.

In seiner frühen Schrift "Über den Geschlechtsunterschied" 1795 interpretiert Humboldt das Verhältnis von Subjekt und Objekt im Sinne eines Liebes-Verhältnisses.⁹⁵

In seinen späteren Schriften differenziert er:

"In die Bildung und in den Gebrauch der Sprache geht aber nothwendig die ganze Art der subjektiven Wahrnehmung der Gegenstände über. Denn das Wort entsteht eben aus dieser Wahrnehmung, ist nicht ein Abdruck des Gegenstandes an sich [Sokrates im Kratylos], sondern der von diesem in der Seele erzeugten Bildes."⁹⁶ Wie die Spra-

⁹⁴ Humboldt, W. v.: Natur. S.95.

⁹⁵ vgl. Trabant, J. 1994. S.204f.

⁹⁶ Humboldt, W.v.: Entwicklung des Menschengeschlechts. S. 432

che zwischen den Menschen und die "innerlich und äußerlich auf ihn einwirkende Natur" tritt, so "der einzelne Laut zwischen den Gegenstand und den Menschen."⁹⁷

Meine Ausführungen haben gezeigt, daß ich gerade die Laute als Indikatoren dieser "Art der subjektiven Wahrnehmung" ansehe.

"Subjektive Tätigkeit bildet im Denken ein Objekt. Denn keine Gattung der Vorstellungen kann als ein reines Beschauen eines schon vorhandenen Gegenstandes betrachtet werden. Die Thätigkeit der Sinne muss sich mit der inneren Handlung des Geistes synthetisch verbinden, und aus dieser Verbindung reisst sich die Vorstellung los, wird, der subjektiven Kraft gegenüber, zum Objekt, und kehrt, als solches aufs neue wahrgenommen, in jene zurück. Hierzu aber ist die Sprache unentbehrlich. Denn indem in ihr das geistige Streben sich Bahn durch die Lippen bricht, kehrt das Erzeugniss desselben zum eigenen Ohre zurück. Die Vorstellung wird also in wirkliche Objektivität hinübersetzt, ohne darum der Subjektivität entzogen zu werden."⁹⁸ Hier kommt die Wechselbeziehung zwischen Wortbildung und Vorstellungsbildung innerhalb der Sprachbildung klar zum Ausdruck, deren primäres Medium die Laute sind. In der Abhängigkeit von Wort und Gedanken wird klar, daß Sprache hier nicht Mittel ist, die schon erkannte Wahrheit darzustellen, sondern das Unbekannte zu entdecken. Für diesen Erkenntnisprozeß ist die spezifische Funktion der Laute, basierend auf ihrer individuellen Wirksamkeit, ausschlaggebend.

IV. 3. Sprachwissenschaftliche Methode als künstlerische Methode

Im Vergleich der dargestellten Methoden fällt schon in den gegensätzlichen Zielsetzungen ein grundlegender Unterschied auf: Geht es innerhalb der Distributionsanalyse und des Funktionalismus darum, ein relevantes Phonemsystem zu erstellen, so steht bei dem alternativen Ansatz die Individualität, das heißt der auf das wahrnehmende Subjekt bezogene spezifische Charakter der Laute im Mittelpunkt. Der einen Methode unterliegt also ein systematisch-wissenschaftlicher, der anderen ein eher künstlerischer Anspruch.

Ich stelle abschließend noch einmal die These auf, daß beide Ansätze einer gegenseitigen Ergänzung bedürfen. Eine Lautbetrachtung, die nach der "sinnlich-sittlichen" Wirkung der Laute fragt, muß weiter phonetisch untermauert werden. Eine phonetisch-phonologische Analyse wie auch die statistischen Untersuchungen Ertels bedürfen einer Einbeziehung des subjektiven Erfahrungsanteils des Rezipienten im Sinne der von Ludwig Jäger geforderten Wiedereinbeziehung der "Idee des sich [...] entfaltenden Individuums" im Gegensatz zur "Reduktion des Sprach-Subjekts auf seine

⁹⁷ ebd. S. 434

⁹⁸ ders. in: Sprachbau. S. 159

Gattungssubjektivität". Die Eigenerfahrung soll also nicht zugunsten eines scheinbar objektiv vorhandenen Modells verdrängt werden. Die subjektive Wahrnehmung tritt vielmehr in den Mittelpunkt der Untersuchung. Die Methode soll auch die Grundlage schaffen, "die Ausbürgerung der ästhetischen [...] Sprachdimensionen rückgängig zu machen,"⁹⁹ um gerade auch die erkenntnistheoretische bzw. erkenntnisbedingende Sprachfunktion zu thematisieren. Eine Erweiterung der sprachwissenschaftlichen Methode durch kunstästhetische Ansätze sehe ich auch im Sinne eines bei Jäger geforderten interdisziplinären Austausches als notwendig an.

Es geht mir dabei vorrangig um die Methode der bei Goethe beschriebenen "anschauenden Urteilskraft" als eines Vorgangs, der im sinnlichen Wahrnehmen die Kräfte gewahr werden läßt, die die Gestalt erschafft und dabei streng an der Erscheinung zugleich von der sie konstituierenden Idee geleitet wird und so dem Phänomen selber näher kommt. Der Kunstwissenschaftler Michael Bockemühl nennt das "Rezeption als Produktion".¹⁰⁰

Wie der Geschichtschreiber und Dichter in Humboldts Akademierede wird der Sprachwissenschaftler aufgerufen, die in die Wirklichkeit, d.h. in die Formgebung strebende Ideenwirkung zu erforschen und darzustellen: "Diesem Streben nachzugehen und dasselbe darzustellen, ist das Geschäft des Sprachforschers in seiner letzten, aber einfachsten Auflösung."¹⁰¹ Der künstlerische Ansatz der Methode soll ihren wissenschaftlichen Anspruch durch die Synthese der Methoden nicht ausschließen.

⁹⁹ Jäger, L. 1993. S98-99, vgl. auch S.7

¹⁰⁰ vgl. Bockemühl, Michael: Die Wirklichkeit des Bildes. Bildrezeption als Bildproduktion. Stuttgart 1988

¹⁰¹ Humboldt, W. v.: Entwicklung des Menschengeschlechts. S. 391. vgl. auch S. 13

IV. 4. Ausblick

Abschließend möchte ich kurz auf einen pragmatischen Aspekt der Untersuchungsergebnisse eingehen.

Es wurde gezeigt, daß ich in meiner Untersuchung von einem grundlegenden Zusammenhang zwischen phonetischer Struktur und der auf ihrer Wirksamkeit aufbauenden Funktion der Laute ausgehe. Der Laut wird im Sinne Ertels als Indikator individueller Phänomene und als der allgemein-menschlichen Organisation zugrundeliegend definiert. Ähnlich den "funktionsorientierten", im Gegensatz zu den "strukturorientierten", Sprachtheorien frage ich also nach dem Verhältnis "zwischen Erkenntnisvermögen unserer Seele" und dem "Bezeichnungsvermögen des Leibes".¹⁰² Gerade in dieser Wechselbeziehung zwischen Idee und Form sehe ich das spezifisch schöpferische Potential der Sprache als "Energeia". Der "Antheil der Sprache an der Bildung der Vorstellungen" ist selbst als ein den Menschen charakterisierendes kreatives Moment zu bestimmen, da beide Aspekte, Sprachform und Gedankenbild, sich gegenseitig konstituieren.¹⁰³

"Die Sprache gehört aber dem Menschen selbst an, sie hat und kennt keine andere Quelle, als sein Wesen".¹⁰⁴

Die Auffassung von Sprache als etwas in jedem ihrer Teile Schöpferischen, deren Eigenart "in dem Acte ihres wirklichen Hervorbringens liegt"¹⁰⁵, kann nun auf der pragmatischen Ebene die Intention verstärken, den Zusammenhang von Form und Inhalt sinnlich erfahrbar und nachvollziehbar zu erhalten. Wird der Zusammenhang zwischen "Erkenntnisvermögen unserer Seele" und "Bezeichnungsvermögen unseres Leibes" negiert, so verliert die Sprache ihre Funktion als die "sich ewig wiederholende Arbeit des Geistes, den articulirten Laut zum Ausdruck des Gedanken fähig zu machen."¹⁰⁶

Der Mensch braucht die Sprache in ihrer unlösbaren Dualität von Idee und Form, als "ein in enger Beziehung auf die innere Geisteskraft stehender Theil des ganzen menschlichen Organismus."¹⁰⁷ In diesem Sinne sehe ich die Sprache als "Mittel, durch welches der Mensch zugleich sich selbst und die Welt bildet".¹⁰⁸ In diesem Zusammenhang, nicht auf der Grundlage der Abbildtheorie bei Platon, sondern als

¹⁰² vgl. S.5

¹⁰³ Humboldt, W.v.: Entwicklung des Menschengeschlechts. S. 418

¹⁰⁴ Humboldt, W.v.: Sprachbau. S. 154

¹⁰⁵ ebd. S. 154

¹⁰⁶ ebd. S. 154

¹⁰⁷ Humboldt, W.v.: Natur. S.89

¹⁰⁸ II 206f., zitiert nach Borsche 1990. S. 142

schöpferische Vergegenwärtigung im Sinne Goethes, sehe ich den "Laut als Ausdruck des Gedanken".

Literatur

- Humboldt, Wilhelm v.: Natur und Beschaffenheit der Sprachen überhaupt. In: Menze, Clemens (Hrsg.): Wilhelm v. Humboldt. Bildung und Sprache. Paderborn 1959. S.89-100
- Humboldt, Wilhelm v.: Ueber die Verschiedenheiten des menschlichen **Sprachbaues**. [1827-1829] In: Schriften zur Sprachphilosophie. Darmstadt ⁴1972. S. 144-367
- Humboldt, Wilhelm v.: Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluss auf die geistige **Entwicklung des Menschengeschlechts** [1830-1835] In: Schriften zur Sprachphilosophie. Darmstadt ⁴1972. S. 368-756
- Humboldt, Wilhelm v.: Ueber das vergleichende **Sprachstudium** in Beziehung auf die verschiedenen Epochen der Sprachentwicklung. [1820] In: Trabant, Jürgen (Hrsg.): Wilhelm v. Humboldt. Über die Sprache. Reden vor der Akademie. Tübingen 1994. S. 11-32
- Humboldt, Wilhelm v.: Ueber die Aufgabe des **Geschichtschreibers** [1821]. In: Trabant, Jürgen (Hrsg.): Wilhelm v. Humboldt. Über die Sprache. Reden vor der Akademie. Tübingen 1994. S. 33-51.
- Humboldt, Wilhelm, v.: Ueber das Entstehen der **grammatischen Formen**, und ihren Einfluss auf die Ideenentwicklung [1822] In: Trabant, Jürgen (Hrsg.): Wilhelm v. Humboldt. Über die Sprache. Reden vor der Akademie. Tübingen 1994. S. 52-81.
- Humboldt, Wilhelm v.: Ueber die **Buchstabenschrift** und ihren Zusammenhang mit dem Sprachbau [1824] In: Trabant, Jürgen (Hrsg.): Wilhelm v. Humboldt. Über die Sprache. Reden vor der Akademie. Tübingen 1994. S. 98- 125.
- Borsche, Tilman: Wilhelm von Humboldt. München 1990.
- Bierwisch, Manfred: Ludwig Jägers Kampf mit den Windmühlen. In: Zeitschrift für Sprachwissenschaft.12,1 (1993), S.107-112.
- Braun, Edmund (Hrsg.): Der Paradigmenwechsel in der Sprachphilosophie. Darmstadt 1996.
- Bünting, Karl-Dieter: Einführung in die Linguistik. Frankfurt/Main ¹²1987
- Bußmann, Hadumod: Lexikon der Sprachwissenschaft. Stuttgart 1990
- Conrady, Karl Otto: Goethe. Leben und Werk. Frankfurt am Main ³ 1987
- Ertel, Suitbert: Psychophonetik. Untersuchungen über Lautsymbolik und Motivation. Göttingen 1969
- Haag, Erich: Platons Kratylos. Versuch einer Interpretation. Stuttgart 1933
- Harlan, Volker: Was ist Kunst. Werkstattgespräch mit Beuys. Stuttgart ⁴1992.
- Hörmann, Hans: Psychologie der Sprache. Berlin 1977

- Jäger, Ludwig: Language, what ever that may be. In: Zeitschrift für Sprachwissenschaft. 12,1 (1993),S.77-106.
- Kurz, Gerhard: Metapher, Allegorie, Symbol. Göttingen ²1988
- Leibniz, Gottfried Wilhelm: De originibus gentium ductis potissimum ex indicio linguarum. Berlin 1710
- Moll, Ernst: Die Sprache der Laute. Stuttgart 1968
- Saussure, Ferdinand de: Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft. Berlin 1967
- Schnelle, Helmut: Welcher Sprachwissenschaft auf der Spur? In: Zeitschrift für Sprachwissenschaft. 13,1 (1994), S 110-
- Trabant, Jürgen: Traditionen Humboldts. Frankfurt am Main 1990
- Trabant, Jürgen:(Hrsg.): Wilhelm v. Humboldt. Über die Sprache. Reden vor der Akademie. Tübingen 1994
- Trubetzkoy, Nicolaj S. : Grundzüge der Phonologie. Göttingen 1971